This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 161 f. 1~~

Vet Ger. II A.124

XXXIX, 160 A

Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst.

Herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Hamburg,
bey Friedrich Perthes.
1799.

XXXIX. 1601

Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst.

Herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Hamburg,
bey Friedrich Perthes.
1799.

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
22 SEP 1953
NIVERSITY OF OXFORD

Ich übergebe theils mit Zutrauen, theils mit Ängstlichkeit diese Blätter dem Publikum. Ein Theil dieser Aufsätze ist ein Vermächtniß meines verstorbenen Freundes W. H. Wackenroder, wovon er die letztern erst kurz vor seiner Krankheit ausgearbeitet und mir mitgetheilt hat, sie sollten eine Fortsetzung des Buchs: »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« seyn, darum trifft der Leser hier den Namen Joseph Berglinger, so wie im Ganzen den Ton jenes Buches

wieder an. Für die Aufsätze über die Musik hatte mein Freund eine besondre Vorliebe, und er wünschte immer recht sehr, mit der ihm eigenthümlichen schönen Lebhaftigkeit, sie gedruckt zu sehn. Ich kann erst jetzt seinen Wunsch erfüllen, und der Leser wird mir für die Mittheilung dieser Aufsätze danken, in denen man eine noch kühnere Vorstellungsart und eine ausgearbeitetere Sprache antreffen wird. Sein Stil ist in diesen Aufsäzzen gedrungener und kräftiger, in seinen Bildern muß man oft das Seltsame, Kühne und Wahre bewundern, und jeder fühlende Leser wird mit mir die schöne Hoffnung beklagen, die die deutsche Literatur durch seinen frühen Tod verloren hat.

Mit vieler Schüchternheit habe ich die Blätter hinzugefügt, die von mei-

ner Hand sind. Alle diese Vorstellungen sind in Gesprächen mit meinem Freunde entstanden, und wir hatten beschlossen, aus den einzelnen Aufsätzen gewissermaßen ein Ganzes zu bilden; — aber da ich nunmehr bei der Ausarbeitung selbst seinen Rath und seinen Beistand vermißt habe, so hat mir auch der Muth gefehlt, der mich in seiner Gesellschaft beseelt haben würde.

Von Wackenroder ist in der ersten Abtheilung die erste und fünfte Nummer geschrieben, unter Berglingers Aufsätzen gehören mir die vier letzten an. Einen unvollendeten Aufsatz meines Freundes über Rubens habe ich zurückgelassen, so wie eine Cantate, mit der er selber unzufrieden war.

— Von jeher war es sein Wunsch, für die Kunst leben zu können, seine

schönste Hoffnung war, einst unter den Künstlern genannt zu werden; wenn ihm auch das letztere versagt wird, so wird ihn doch gewiß Niemand, der ihn kannte, nur einigen Sinn für seine edle und liebenswürdige Originalität hatte, und der seine innige Liebe für alle Kunst achtete, jemals vergessen können.

Erster Abschnitt.

I.

Schilderung

wie die alten deutschen Künstler gelebt haben:

wobei zu Exempeln angeführt werden

Albrecht Dürer,

nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es ist eine schöne Sache, einen längst verstorbenen Künstler aus seinen hinterbliebenen Werken sich im Geiste neu zu erschaffen, und aus allen den verschiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin sie zurückführen, oder vielmehr den himmli-

ſchen Stern, von welchem ſie ausgingen. Dann haben wir die Weltſeele aller ſeiner Schöpfungen vor uns, — ein Gedicht unſerer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeſchieden iſt.

Noch faſt ſchöner iſt es aber, wenn wir in Gedanken dieſes ſchimmernde Geiſterweſen mit Fleiſch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unſers Gleichen, als unſern Freund und Bruder vorſtellen können, und wie auch er ein Glied der großen Menſchenkette war, an äußerer Beſchaffenheit allen ſeinen geringeren Brüdern ähnlich. Dann iſt uns der Gedanke gegenwärtig, wie doch auch dieſe ſchönſte Menſchenſeele zuerſt aus dem Ey der albernen Kindheit hervorgehen mußte, — wie Vater und Mutter ein Kind zur Welt gebrachte, ohne ein Wort von ſeinem künftigen hohen Geiſte zu wiſſen. Wir denken

uns den herrlichen Künſtler in allen Scenen des Lebens: wir ſehen ihn als Jüngling, wie er den alten Vater verehrt und liebt, — als Mann, wie er mit Bruder, Schweſter und Verwandten Freundſchaft hält, wie er ein Weib nimmt und ſelbſt Vater wird, — kurz, wie auch er von der Geburt bis zum Tode alle die Schickſale erfährt, welche dem Menſchengeſchlechte eigen ſind.

Beſonders rührend, erquickend und lehrreich wird mir nun dieſe Betrachtung, wenn ein ſolcher Künſtler, obwohl er einen außerordentlichen Geiſt und ſeltene Geſchicklichkeit beſaß, dennoch ſein Leben, als ein ganz ſchlichter und einfältiger Mann, auf diejenige Art durchführte, die in den vorigen Jahrhunderten bey unſern deutſchen Vorfahren allgemein üblich war, und die ich hier, weil ſie meinem Herzen ſo inniglich wohlgefällt, mit Wenigem ſchildern will.

In vorigen Zeiten war es nämlich Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bey allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst geringgeachtete Begebenheit einen tiefen Sinn;

ſie war ihnen eine Wundertinctur, worin ſie alle Dinge der Welt auflöſen konnten; ſie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmoniſches Licht über alle verworrenen Schickſale ihres Daſeyns, — ein Geſchenk, welches wohl das koſtbarſte für ſterbliche Weſen genannt werden mag. Ihr ſanfter Firniß brach der grellen Farbe wilder Ausgelaſſenheit die ſcharfe Spitze ab, — aber er warf auch über die trockne, ſchwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer. — — So führten die Menſchen die Stunden ihres Lebens langſam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtſeyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; ſie trieben die Arbeit des Lebens treu und ämſig, und hielten ſie rein von Fehlern, weil ſie es nicht über ihr Gewiſſen bringen konnten, ein ſo köſtliches und ehrenvolles

Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, sondern bloß aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt rief, gaben sie, aufgelöst in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhlicher Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte

das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird. — —

So waren die Menschen in vorigen frommen Zeiten beschaffen. Warum muß ich sagen: sie waren? Warum, — wenn ein sterbliches Wesen also fragen darf, — warum hast Du die Welt entarten lassen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen Insektenhaufen ansehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde zu einem trägen, mürrischen

Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse muthwillig zu zerdrükken und zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben scheint. — Freilich sind wir nur Tropfen im Ocean; freilich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daseyn dem Tode in die Arme: allein unser Geist übersteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnennbaren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Him-

mel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewigkeit in den engen Raum zwischen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig sind. — Unser Leben ist eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeschlagen: so lange wir darauf gehen, sehen wir das ganze himmlische Firmament im Wasser sich spiegeln. —

In jenen Zeiten unsrer deutschen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den stillen, ernsten Character unsrer vaterländischen Nation ist jene Schilderung gegründet, — als die Menschen bey aller Fröhlichkeit doch fromm, ernsthaft und langsam das Thurmgebäude des Lebens aus aufeinandergesetzten Stunden und Tagen aufbauten; welche unter den damaligen Menschen können unsrer zurücksehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und wertheres Bild darbieten, als die Künstler, die also lebten? Denn

ihnen mußte ja ihre Kunſt, — denn auch dieſe trieben ſie nicht vornehm als Liebhaberey und um der Langenweile willen, (wie jetzt zu geſchehen pflegt,) ſondern mit ämſigem Fleiße, wie ein Handwerk, — ſie mußte ihnen, ohne daß ſie es ſelber wußten, ein geheimnißvolles Sinnbild ihres Lebens ſeyn. Ja, beydes, ihre Kunſt und ihr Leben, war bey ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren und ſicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger, beſcheidener Stille, ohne viel ſcharfſinniger Worte, mahlten oder bildeten ſie ihre Menſchenfiguren, und gaben ihnen treulich dieſelbe Natur, die das geheimnißvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte: und eben ſo bildeten ſie ihr Leben ganz folgſam nach den vortrefflis

chen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keinesweges an spitzfindige Fragen, warum der Menschenkörper gerade so und nicht anders gestaltet sey, oder zu welchem Zwecke sie ihn nachahmten, und eben so wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da sey, oder nach der Bestimmung, wozu sie selber geschaffen wären. Nirgends fanden sie Zweifel und Räthsel; sie verrichteten ihre Handlungen, wie sie ihnen natürlich und nothwendig schienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zusammen, eben so wie sie an ihren gemahlten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menschliche Körper nun einmal gebaut ist, an einandersetzten.

Es ist mir eine große Herzensfreude, wenn ich diese treuen Arbeiter, in der Kunst

wie im Leben, welche die deutsche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare sechszehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit gesammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, so will ich meine vorige allgemeine Abschilderung durch etliche ganz einzelne Züge aus der Geschichte meines lieben Albrecht Dürers, und seines Vaters, welcher der Goldschmidt Albrecht Dürer der Alte ist, erläutern. Denn wenn gleich diese kleinen Züge an sich unbedeutend scheinen möchten, so denke ich doch, daß man, nach dem voraus von mir entworfenen, vielsagenden Gemählde, den richtigen Sinn derselben und ihre wahre Bedeutung besser verstehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart, (in welchem derselbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebiet der Kunst mit beyden Händen umfassen wollen,) finden

finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufſatz von dieſem Künſtler ſelbſt eingerückt, worin er, ihm ſelber und ſeinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von ſeinem Leben und von ſeiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damals nicht ungewöhnlich, ſeinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemals ſonderte man ſich in ſolcher Beſchreibung von allen übrigen Menſchen ab, vielmehr betrachtete man ſich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menſchengeſchlechts, indem man ſein ganzes Geſchlechtsregiſter durchführte, und ſich beſcheiden ſeinen gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdigen Stammbaums anwies, nicht aber ſich allein zum Hauptſtamme der Welt

machte. Die lieblich-verſchlungene Kette der Verwandtſchaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichſam ein einziges, getheiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte ſich deſto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche urväterliche Blut ſchlug: — die ganze Verwandtſchaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menſchheit. Die alten Vorfahren, die der Himmel zu Werkzeugen beſtimmt hatte, der fruchtbaren Nachkommenſchaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens, (ich meyne Tugend und göttliche Geſinnung,) zu ſchenken, wurden, aus einem ſchönen, natürlichen Inſtinkte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend ſeinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieſer von ſeinen oder ſeines Vaters Schickſalen erzählte; er nahm alles eifrig in

sein Gedächtniß auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er sollte das Werk des Lebens durchführen, das seine Vorfahren schon so ruhmwürdig vollendet hatten.

Dies sind die Gedanken, welche bey mir aufsteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von seinem Vater und seinen Vorfahren lese, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

»Ich Albrecht Dürer der jüngere hab zusammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her sey, wie er herkommen und blieben und geendet seliglich: Gott sey ihm und uns gnädig. Amen.«

Alsdann erzählt er: seines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, sey als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldschmidt, und habe allda das Hand-

werk erlernt. Dann habe er sich verheyrathet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit dieser habe er vier Kinder gebohren, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sey sein lieber Vater gewesen, und sey auch ein Goldschmidt worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bey den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sey er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweyen Worten aus, wenn er sagt: er sey gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich der-

ſelbe mit Weib und Kindern von ſeiner Hände Arbeit nothdürftig ernährt, und ſein Leben unter mancherley Mühe, Anfechtung und Beſchwerden hingebracht. Bey allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er ſey ein gottesfürchtiger Mann geweſen, geduldig, ſanftmüthig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens ſey er von wenig Worten geweſen, habe allzeit in der Stille und Einſamkeit fortgelebt, und ſich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchſtes Begehren ſey dahin gegangen, ſeine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf ſie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen geſprochen. Endlich, in der Krankheit, da er ſeinen Tod vor Augen geſehen, habe er ſich willig drein gegeben, habe ſeinen Kindern befohlen göttlich zu leben, und ſey chriſtlich verſchieden, im

15ozten Jahre, vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein solches stilles, abhängiges Leben führen, da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders ist als ein Arbeiter Gottes, dies heißt den sichersten Weg zur Glückseligkeit gehn. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer sich selber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet sich in einer unglückseligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falsche Glückseligkeit eines thörichten, wahnsinnigen Bettlers, der sich ein Kayser in der Krone dünkt. —

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlassenes Verzeichniß aller seiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornamen und nach Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch sorgfältig

aufgezeichnet hat. Dieſer gute Bürger und Goldſchmidt zu Nürnberg, Dürer der Alte, mag während ſeines Lebens gewiß oftmals vielfältige gute Gedanken in ſeinem Kopfe hervorgebracht haben; allein viel davon aufzuſchreiben iſt ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dies vielleicht ſeltſam vorgekommen ſeyn: weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geſchenkt hatte, ein genaues Regiſter zu führen. Von allen dieſen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen ſind der Vergeſſenheit übergeben, wovon freilich der Vater bey der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr, ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, alſo aufführt:

»Item, nach Chriſti Geburt 1471 Jahr, in der ſechsten Stunde am Sankt Pru-

dentien Tag, an einem Freytag in der Kreuzwochen gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.«

Nachdem unſer Albrecht Dürer der jüngere dies Regiſter von allen ſeinen Geſchwiſtern aus ſeines Vaters Buch eingerückt, ſo ſetzt er hinzu: »Nun ſind dieſe meine Geſchwiſter, meines lieben Vaters Kinder, faſt alle geſtorben, etliche in der Jugend, die andern ſo ſie erwachſen waren; nur wir drey Brüder leben noch, ſo lange Gott will, nämlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas.« — So lange Gott will! Ein ſchöner Wahlſpruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menſchen uns von Gott, in den theuren Banden ſeiner Liebe hängend, ſo lange unter den Blumengerüchen dieſer grünen Erde hin und her wiegen laſſen, als es ihm gut dünkt daß uns dienlich ſey.

Ihm, unſerm werthen Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabey hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunſt ein weit größerer Mann als ſein Vater zu werden. Anfangs lernte dieſer ihn zum Goldſchmidtgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunſt auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutſchlands die Kunſt einmal dem Stamme eines Geſchlechts eingeimpft war, ſo wurden gemeiniglich auch die nachſchießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundſchaft ward gleichſam vergoldet durch dieſe erbliche Tugend der Kunſt, wovon uns mehrere edle Künſtlerfamilien, entſproſſen aus den blühenden alten Städten des ſüdlichen Deutſchlands, ein Beyſpiel abgeben. — Der junge Albrecht übte ſich alſo unter ſeines Vaters Anweiſung in der Goldſchmidtarbeit, und kam, (wie Sandrart er-

zählt,) ſo weit, daß er die ſieben Fälle des Leidens Chriſti in getriebener Arbeit verfertigte. Damals war es jedem, ohne ſich zu beſinnen, das nächſte und natürlichſte, ſich durch heilige Gegenſtände zur Kunſt einzuweihen, und für die erlangte erſte jugendliche Geſchicklichkeit dem Himmel durch eine Vorſtellung, die ihm wohlgefällig wäre, ſich dankbar zu beweiſen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Luſt zur Mahlerey, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne ſeiner Kunſt behalten hätte, ſo gab er doch nach, und, — ſpricht Albrecht Dürer, — »im Jahre 1486 am St. Andreas Tag verſprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drey Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von ſeinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, ſchickt' mich mein Va-

ter hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert'.« In dieſem einfachen Tone zählt er die Umſtände ſeines Lebens her: ohne ſich zur Rechten oder Linken umzuſehen, geht er ſeinen geraden Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, ſo und nicht anders ſeyn müßte.

In ſeinen Gemählden, Kupferblättern und Holzſtichen, welche zum großen Theil geiſtliche Vorſtellungen enthalten, zeigt unſer Dürer eine treue, handwerksmäßige Ämſigkeit. Das Gemüth, welches ihm das Streben nach dieſer in ſeinen Linien ausgeführten Vollendung, das man ſo offen und unverſtellt in ſeinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den beſten und richtigſten Proportionen des menſchlichen Körpers ſorgfältig nachzuſpüren, und ſie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher

in allen Sprachen überſetzt, allen zeichnenden Völkern zum Canon diente: dies war eben daſſelbe Gemüth, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute ſo verfolgen hieß. Obgleich aber die Poſaune der Fama in den beſten Ländern Europa's, (nämlich außer dem deutſchen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England,) weit und breit ſeinen Namen ausrief und verherrlichte, ſo daß er ſowohl von den berühmteſten Mahlern damaliger Zeit, als von Kayſern und Königen, der größten Ehren genoß, welches ſeinem Vater, dem ehrlichen Goldſchmidt, keineswegs begegnet war; ſo wich der theure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von dieſem ab, ſondern ſetzte den Pilgerſtab ſeiner irrdiſchen Wanderſchaft eben ſo Schritt vor Schritt, ſtill und bedächtig fort, und war ein künſtlicher und reiner Mann.

Aus solchen Beyspielen wird man ersehen, daß wo Kunst und Religion sich vereinigen, aus ihren zusammenfließenden Strömen der schönste Lebensstrom sich ergießt.

So wie aber diese zwey großen göttlichen Wesen, die Religion und die Kunst, die besten Führerinnen des Menschen für sein äußeres, wirkliches Leben sind, so sind auch für das innere, geistige Leben des menschlichen Gemüths ihre Schätze die allerreichhaltigsten und köstlichsten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es ist mir eine sehr bedeutende und geheimnißvolle Vorstellung, wenn ich sie zweyen magischen Hohlspiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich den wahren Geist aller Dinge erkennen und verstehen lerne. —

II.

Eine Erzählung,

aus einem italieniſchen Buche überſetzt.

—Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und ich freute mich ſchon im voraus, daß nun das Gemählde der heiligen Familie vollendet ſeyn würde. Es war mir verdrießlich, daß der Mahler ſo lange zögerte, daß er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, zu endigen. Alle Geſtalten, die mir begegneten, einzelne Geſpräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, denn nichts davon hatte Bezug auf mein Gemählde; die ganze außenliegende Welt war mir jetzt nur ein Anhang, höchſtens eine Erklärung zur Kunſt, meiner liebſten Beſchäftigung. Einige alte arme Leute gingen vorbey, aber es war kei-

ner darunter, der zu einem Joseph getaugt hätte, kein Mädchen hatte Spuren vom Gesicht der Madonna, zwey Alte sahen mich an, als ob sie sich nicht unterständen, ein Allmosen zu begehren, aber erst lange nachher fiel es mir ein, daß ich sie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne schien in die Dunkelheit sparsam hinein, nur an einzelnen Stellen sah ich die lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: O, wie beglückt ist dieser Mahler, der hier in der Einsamkeit, zwischen schönen Felsen, zwischen hohen Bäumen seinen Genius erwarten darf, dem keine andre der kleinlichen menschlichen Beschäftigungen nahe tritt, der nur seiner Kunst lebt, nur für sie Aug' und Seele hat. Er ist der glücklichste unter den Menschen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Augenblicke besuchen, sind in seinem kleinen Hause

einheimiſch, die hohen Götter ſitzen neben ihm, geheimnißreiche Ahndung, zärtliche Erinnerung ſpielen unſichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken ſeine Hand, und unter ihm entſteht die wundervolle Schöpfung, die er ſchon vorher kennt, befreundet tritt ſie aus dem Schatten heraus, der ſie unſichtbar zurückhält.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich der Wohnung genähert, die abſeits im Holze lag. Auf einem freyen weitem Platze ſtand das Haus, hohe Felſen erhoben ſich hinter ſeinem Rücken, von dem Tannen herunterrauſchten und krauſes Gebüſch ſich im Winde oben rührte.

Ich klopfte an die Hütte. Die beyden Kinder des Mahlers waren zu Hauſe, er ſelbſt war nach der Stadt gegangen, um einzukaufen. Ich ſetzte mich nieder, das Gemählde ſtand auf der Staffeley, aber es

war

war ganz vollendet. Es übertraf meine Erwartung, meine Augen wurden auf den schönen Gestalten festgehalten: die Kinder spielten um mich her, aber ich gab nicht sonderlich Acht darauf, sie erzählten mir dann von ihrer kürzlich gestorbenen Mutter, sie wiesen auf die Madonna, ihr sey sie ähnlich gewesen, sie glaubten sie noch vor sich zu sehen. Wie herrlich ist diese Wendung des Kopfs! rief ich aus, wie überdacht, wie neu! Wie wohl ist alles angeordnet! Nichts überflüssiges, und doch, welche herrliche Fülle!

Das Gemählde ward mir immer lieber, ich sah es in Gedanken schon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor versammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Mahlerstube umherstanden, waren in meinen Augen gegen dieses unscheinbar, keine Gestalt war so innig beseelt, so durch und durch mit Leben und Geist ange-

füllt, wie auf der Tafel, die ich ſchon als die meinige betrachtete. Die Kinder beſchauten indeſſen den fremden Mann, ſie verwunderten ſich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemählde, die Farben alltäglich, ſie wußten ſich daran nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, dieſe Gegenſtände waren ihnen dafür deſto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaaren aus der Stadt, er war böſe, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und ſeine Kinder kochen mußte. Er theilte den Kindern einige Früchte aus, er ſchnitt ihnen etwas Brod, und ſie ſprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren ſich bald in das Gebüſch.

Ich freue mich, fing ich an, daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es iſt über

die Maaßen wohl gerathen, ich will es noch heute abholen laſſen.

Der alte Mann betrachtete es aufmerkſam, er ſagte mit einem Seufzer: Ja, es iſt nun fertig, ich weiß nicht, wenn ich wieder ein ſolches werde mahlen können; laßt es aber bis morgen ſtehn, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen laſſen, der Mahler mußte ſich endlich darin finden. Ich fing nun an, das Geld aufzuzählen, als der Mahler plötzlich ſagte: Ich habe es mir ſeitdem überlegt, ich kann es Euch unmöglich für denſelben geringen Preis laſſen, für den Ihr das letzte bekommen habt.

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum er bei mir gerade anfangen wolle, ſeine Sachen theurer zu halten, aber

er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Ich ſagte, daß ihm das Gemählde wahrſcheinlich ſtehn bleiben würde, wenn er ſeinem Eigenſinne folgte, da ich es beſtellt habe, und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm ſchon mit ſo manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: die Summe ſey klein, ich möchte ſie verdoppeln, es ſey nicht zu viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter quälen.

Es verdroß mich, daß der Mahler gar keine Rückſicht auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn ſtillſchweigend, und er blieb nachdenkend auf ſeinem Seſſel vor meinem Bilde ſitzen. Ich begriff es nicht, wie ein Menſch, der von der Armuth gedrückt ſey, ſo hartnäckig ſeyn könnte, wie er in ſeinem Starrſinne ſo weit gehe, daß er von ſeiner Arbeit keinen Nutzen ſchöpfe.

Ich ſtrich im Felde umher, um meinen

Verdruß über dieſen Vorfall zu zerſtreuen. Als ich ſo herumging, ſtieß ich auf eine Heerde Schafe, die friedlich im ſtillen Thale weidete. Ein alter Schäfer ſaß auf einem kleinen Hügel, in ſich vertieft, und ich bemerkte, daß er ſorgſam an einem Stocke ſchnitzelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, ſah er auf, wobey er mir ſehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nach ſeiner Arbeit, und er antwortete lächelnd: Seht, mein Herr, jetzt bin ich mit einem kleinen Kunſtſtücke fertig, woran ich beynahe ein halbes Jahr ununterbrochen geſchnitzt habe. Es fügt ſich wohl, daß reiche und vornehme Herren ſich meine unbedeutenden Sachen gefallen laſſen und ſie mir abkaufen, um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalben bin ich auf ſolche Erfindungen gerathen.

Ich beſah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter

Proportion, auf dem ein Mann ſaß, der auf einer Zitter ſpielte. Ich merkte, daß es den Arion vorſtellen ſolle. Am künſtlichſten war es, daß der Fiſch unten, wo er ſich an den Stock ſchloß, ganz fein abgeſondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geſchicklichkeit zugleich beſeſſen habe, die Figuren und alle Biegungen ſo genau auszuholen, und doch ſo frey und dreiſt dabey zu arbeiten, es rührte mich, daß das mühſelige Kunſtſtück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten ſolle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von dieſem Delphin und Arion angetroffen, das ihm ſeither immer ſo im Sinne gelegen, daß er die Geſchichte faſt wider ſeinen Willen habe ſchnitzen müſſen. Es iſt recht wunderbar und ſchön, ſagte er, wie der Mann auf den un-

ruhigen Wogen ſitzt, und ihn der Fiſch durch ſeinen Geſang ſo liebgewinnt, daß er ihn ſogar ſicher an's Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weiſe ich wohl das Meer machen könnte, ſo daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte anmachen wollen, ſo wäre es doch nachher nicht ſo künſtlich geweſen, wie jetzt der Stock durch den feinen Schwanz des Fiſches mit dem obern Bilde verbunden iſt.

Er rief einen jungen Burſchen, ſeinen Enkel, der mit dem Hunde ſpielte, und befahl ihm das alte Lied abzuſingen, worauf jener in einer einfachen Weiſe dieſe Worte ſang:

»Arion ſchifft auf Meereswogen
Nach ſeiner theuren Heimath zu,

Proportion, auf dem ein Mann saß, der auf einer Zitter spielte. Ich merkte, daß es den Arion vorstellen solle. Am künstlichsten war es, daß der Fisch unten, wo er sich an den Stock schloß, ganz fein abgesondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geschicklichkeit zugleich besessen habe, die Figuren und alle Biegungen so genau auszuholen, und doch so frey und dreist dabey zu arbeiten, es rührte mich, daß das mühselige Kunststück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten solle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von diesem Delphin und Arion angetroffen, das ihm seither immer so im Sinne gelegen, daß er die Geschichte fast wider seinen Willen habe schnitzen müssen. Es ist recht wunderbar und schön, sagte er, wie der Mann auf den un-

ruhigen Wogen ſitzt, und ihn der Fiſch durch ſeinen Geſang ſo liebgewinnt, daß er ihn ſogar ſicher an's Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weiſe ich wohl das Meer machen könnte, ſo daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte anmachen wollen, ſo wäre es doch nachher nicht ſo künſtlich geweſen, wie jetzt der Stock durch den feinen Schwanz des Fiſches mit dem obern Bilde verbunden iſt.

Er rief einen jungen Burſchen, ſeinen Enkel, der mit dem Hunde ſpielte, und befahl ihm das alte Lied abzuſingen, worauf jener in einer einfachen Weiſe dieſe Worte ſang:

»Arion ſchifft auf Meereswogen
Nach ſeiner theuren Heimath zu,

Er wird vom Winde fortgezogen
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leyer nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluthen hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenſpiel,
In der Fluth
Wächſt mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdroſſen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt' mich nicht, mein Leben ward genoſſen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, naſſer Fluth begräbt.

Es klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden ſanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo ſie ſchliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beſchwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fiſche ſpringen,
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieſes Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresveſten nicht vernahm.

Arion ſieht mit trunknen Blicken
Lautſingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd noch ſein Saitenſpiel.

Des Fiſches Sinn zum Dienſt gezwungen,
Er naht ſich ſchon der Felſenbank,
Er landet, hat den Fels errungen
Und ſingt dem Fährmann ſeinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem naſſen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern
Bezwingt ihn nicht Gefahr, nicht Noth.

Der Knabe ſang das Lied mit einem ſehr einfachen Ausdrucke, indem er ſtets die kunſtreiche Arbeit ſeines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wie viel er für ſein Kunſtſtück verlange, und der geringe

Preis, den er forderte, ſetzte mich in Erſtaunen. Ich gab ihm mehr als er wollte, und er war außer ſich vor Freuden; aber noch einmal nahm er mir den Stock aus der Hand, und betrachtete ihn genau. Er weinte faſt, indem er ſagte: Ich habe ſo lange an dieſer Figur geſchnitzt, und muß ſie nun in fremde Hände geben, es iſt vielleicht meine letzte Arbeit, denn ich bin alt, und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts ſo Künſtliches wieder zu Stande bringen. So lange ich mich darauf geübt habe, ſind viele Sachen von mir geſchnitten, aber noch nichts habe ich bisher mit dieſem Eifer getrieben; es iſt mein beſtes Werk.

Er rührte mich, ich nahm Abſchied und begab mich auf den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mehr fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor,

daß ich mit einem ſo langen Stabe einherſchritt. Ich dachte daran, wie es allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten auffallen müſſe, wenn ich mit dem langen Holze durch die Gaſſen zöge, an dem oben ein großes ſchweres Bild ſich zeigte. Dem iſt leicht vorzubeugen, dachte ich bey mir ſelber, und ſchon hatte ich meine Fauſt angelegt, den bunten Knopf herunterzubrechen, um ihn in die Taſche zu ſtecken, und den übrigen Theil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. Wie viele mühevolle Stunden, ſagte ich, haſt Du, Alter, darauf verwandt, um den künſtlichen Fiſch mit dem Stocke zuſammenzuhängen, Dir wäre es leichter geweſen, ihn für ſich zu ſchneiden, und wie grauſam müßte es Dir dünken, daß ich jetzt aus falſcher Schaam die ſchwerſte Aufgabe Deines mühſeligen Werks durchaus vernichten will.

Ich warf mir meine Barbarey vor, und war mit dieſen Gedanken ſchon in's Thor gekommen, ohne es zu bemerken. Es ängſtete mich gar nicht, daß die Leute mich aufmerkſam betrachteten, wohlbehalten und unverletzt ſetzte ich in meinem Zimmer den Stock unter andern Kunſtſachen nieder. Die Arbeit nahm ſich zwar nun nicht mehr ſo gut aus, als im freyen Felde, aber innigſt rührte mich immer noch der unermüdliche Fleiß, dieſe Liebe, die ſich dem lebloſen Holze, der undankbaren Materie ſo viele Tage hindurch angeſchloſſen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Mahler wieder in die Gedanken. Es gereuete mich nun recht herzlich, daß ich ſo unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung ſeiner Hand und ſeiner Phantaſie auch ſo befreundet, die er nun für eine Nichtswürdigkeit einem

Fremden auf immer überlaſſen ſollte. Ich ſchämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da ſtanden die Geſtalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich ſah die dürftige Wohnung, den bekümmerten Künſtler, der, von der ganzen Welt verlaſſen, die Bäume und benachbarten Felſen als ſeine Freunde anredete. Armer Correggio! ſeufzte ich laut, auch Dein Lebenswandel ging verloren, wie magſt Du Dich nach einem Freunde geſehnt haben! Wie einſam iſt der Künſtler, den man nur wie eine ſchätzbare Maſchine behandelt, die die Kunſtwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber ſelbſt aber vernachläſſigen. Es iſt ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.

Ich ſchalt meine Schaam, die mich an dem Tage faſt zweymal zum Barbaren gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich

vor dem Hauſe ſtand, hörte ich den Alten drinnen muſiciren; es war eine wehmüthige Melodie, die er ſpielte, er ſang dazu:

Von aller Welt verlaſſen,
Biſt Du Madonna nah',
Wenn Menſch und Welt mich haſſen
Stehſt Du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlaſſen
Wenn ich Dein Auge ſah.

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor ſeinem Gemählde ſitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erſt nicht, was er aus mir machen ſollte. Mein ſteinernes Herz, rief ich aus, hat ſich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heute Morgen that.

Ich gab ihm für ſein Bild weit mehr, als er gefordert, als er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. Ihr ſeyd, fuhr ich fort, mein Wohlthäter, nicht ich der Eurige, ich gebe, was Ihr von jedem

erhalten könnt, Ihr ſchenkt mir die koſtbarſten, innerſten Schätze Eures Herzens.

Der Mahler ſagte: Wenn Ihr das Bild abholen laßt, ſo erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch nicht ſtört, oder Ihr nicht zu Hauſe ſeyd, in Eure Wohnung kommen darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare Wehmuth nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erliegen, und dies Bild iſt vielleicht das letzte, das meine Hände erſchaffen haben. Dazu ſo trägt die Madonna die Bildung meiner geſtorbenen Gattin, des einzigen Weſens, das mich auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lange daran gearbeitet, meine beſte Kunſt, mein herzlichſter Fleiß iſt in dieſem Gemählde aufbewahrt.

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlaſſen, wie gekränkt und einſam ſchien mir nun derſelbe Mann, den ich

am Morgen noch glaubte beneiden zu können! — Er wurde von dieſem Tage mein Freund, wir ergötzten uns oft, indem wir vor ſeinem Bilde Hand in Hand ſaßen.

Aber er hatte Recht. Nach einem halben Jahre war er geſtorben, er hatte mancherley angefangen, aber nichts vollendet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Verſteigerung ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menſchen nahmen die Kinder zu ſich; auch ich unterſtütze ſie. Ein Tagelöhner wohnt mit ſeiner Familie nun in der Hütte, wo ſonſt die Kunſt einheimiſch war, wo ſonſt freundliche Geſichter von der Leinwand blickten. Oft gehe ich vorüber, und höre einzelne Reden der Einwohner, oft ſeh' ich auch den alten Hirten noch. — Niemals kann ich an dieſen Vorfall ohne heftige Rührung denken.

III.

Rafael's Bildniß.

Schon oft habe ich Dich angeredet, in Gedanken und laut, Du theures Angeſicht, alle meine Sorgen, meinen Jammer habe ich Dir in ſchönen abergläubiſchen Stunden geklagt, und dann ſchauteſt Du mich an, als wenn Du mich kennteſt, als wenn Du mich beſſer verſtändeſt, als meine Freunde, die mich umgeben.

Innig hat mich ſchon von meiner Kindheit der Klang Deines Namens ergötzt. Was iſt es, das meine Seele zu Dir Unbekannten, der mir ſo befreundet iſt, hinzieht? Immer red' ich zu Dir, wie gegenwärtig, vertraulich bin ich in Deiner Nähe, alles, was ich denke, alles, was mir begegnet, erzähl' ich Dir, wie von einem lieben Her-

zensfreunde nehme ich am Abend Abſchied von Dir, und lege mich zur Ruhe.

Kennſt Du mich? Weißt Du von mir? Immer ſchwank' ich, und zittre, Dir zu begegnen, und dann biſt Du wieder nahe an meiner Bruſt.

Nicht als Künſtler biſt Du mir bloß gegenwärtig, nicht Bewunderung und Liebe allein zieht mich mächtig zu Dir hin, eine wunderſeltſame unausſprechliche Seligkeit ſtrömt von Dir aus, und faßt mich wie mit Wellen ein, daß Du es biſt, Du allein, Dein Name, Deine Geſtalt, die ich mir einbilde, Dein hoher Sinn, der Dich regierte, das alles, was einzig Dich allein vor allen herrlich macht, und was ich immer nicht nennen kann, dies iſt, was die glänzenden, unzerreißlichen Ketten um mich windet, was mich wie auf Engelſchwingen zwiſchen Himmel und Erde hält, wo ich Dich immer un-

erreichbar oben ſehe und nicht zurück zur Erde kann, und Du mit mitleidiger Freundſchaft mein Händeſtrecken, mein inbrünſtiges Ringen ſiehſt.

Oft tadle ich mich dann, und wie ein Gewiſſensvorwurf befällt mich die Ängſtlichkeit, daß ich die Kunſt und Dich, dies eitle menſchliche Spielwerk zu himmliſch, zu begeiſtert anſchaue, daß die großen Apoſtel, die heiligen Märtyrer der Kirche wohl nur ihren Herrn, den Welterlöſer mit dieſer Anbetung, die das ganze Herz in zitternder, unendlich ſeliger Freude auflöſ't, gedacht, und ſich nahe gewünſcht haben mögen. Denn es iſt wahr, wenn ich an andre große Namen denke, an alte Helden, an alte Dichter und Propheten, und Du fällſt dann plötzlich wie eine glänzende Erſcheinung in mein Gedächtniß hinein, ſo iſt alles übrige dunkel und ohne Farbe, ich war oft erfreut und

erhabenen Gemüths, aber plötzlich fühl' ich dann, daß ich irrte, und daß Du meine ganze Seele regierst.

Seh' ich dann umher und betrachte die übrigen Menschen und die unlebendige aber freundliche Natur, so muß ich mich über mich selber verwundern. Denn Dein Othem vom Himmel herab, o Allgütiger, der die Natur bis in die innersten Tiefen durchdringt, der das liebliche Leben in Creatur und Baum erregt, der in den Seelen zittert, daß sie verehren und anbeten und sich selber lieben, dieser Dein Geist erschüttert mich vor allen übrigen gewaltsamer, ein ewiges Entzücken der Wonne bewegt und zerstört und erhält Baum und Zweig meines Daseyns, Liebe zu Dir und brüderliche Freundschaft, mein Rafael Sanzius ist das Geräusch aller seiner Blätter.

Ich mag Dich jetzt mit Worten nicht

nennen, Du, den alle Gedanken meynen, zu dem die Geiſter ſtreben, wenn ſie es gleich nicht wiſſen und merken, Du letzter Urquell, großes Meer, Unendlichkeit des Lebens! Aber Du verzeihſt es mir gewiß, wenn ich mit meiner höchſten Liebe ein inwohnendes Bild meiner Seele umfange, wenn ich vor der allerliebſten Geſtalt demüthig knie, wenn ich ihr einen menſchlichen Namen gebe, und gern geſtehe, daß ich das Entſetzen des Gefühls, mit dem ich Dich nur denken kann, fürchte, daß ich das Zermalmen des Entzückens, die Laſt der Wonne, die mich im Tempel wohl zuweilen faßt und niederdrückt, nur in ſeltenen, geheimnißreichen Stunden zu ſuchen wage. Du biſt es ja doch, den wir mit allen Entzückungen meynen, und daß ich es kindlich und doch kühnlich ſage, ſo haſt Du Deinen Sohn in die Welt geſchickt, um unſre Liebe, unſre

Huldigung verkleidet zu empfangen, und es freut Dich auch, Dich in tauſend andern Vorſtellungen verehrt zu ſehn, und darum erregſt Du in den Seelen guter Menſchen die Bilder wohl ſelbſt, in denen ſie Dich anbeten.

Darum will ich auch an Dir, mein Rafael, immer feſter hangen. Ich ſehe Dein ganzes Leben und Wirken vor mir, meine Stunden ſind mir faſt nur geſchenkt, mich der Deinigen zu erinnern. Ich verwundere mich immer von neuem, wie Du wohl magſt in das gewöhnliche Leben hineingeſchaut haben, wie Dir alle Ärmlichkeiten, alle wilden Verwirrungen, alles kleinliche Intereſſe vorgekommen iſt. Wie Du mitleidig gelächelt haſt, und Dir an Deinen Brüdern doch nichts fremd und nichts verächtlich war.

Wenn ich in trüben Stunden verzagen will, und die Welt mir unglückſelig dünkt,

wenn nichts mich dann aufrichtet, und ich mich aller Freunde erinnere, die ich verlor, wenn meine Seele ſich in Bangigkeit zuſammenkrümmt, und ich ohne Hoffnung die Arme nach einem Troſte ausſtrecke: dann rufe ich Deinen Namen Rafael aus, wie den eines Schutzgeiſtes, nach Dir ſchreye ich dann um Hülfe, und milder Sonnenſchein verbreitet ſich über die dunkle Erde, die Blumen, die ſüßen Frühlingsverkünder keimen hervor, Du ſchickſt ein Heer von Engelsgeſtalten in mein empörtes Gemüth, und alle Wellen legen ſich wieder zur Ruhe nieder.

Mit dem Frieden, der mich beſeligt, umfange ich dann zuerſt Dich ſelbſt. Mit allen Kräften ſtrebe ich zu Dir hinan, ich möchte Dich mit meinen innigſten Gedanken in meine Sphäre ziehn, ich weine, daß Du in der Ferne bleibſt. Zuweilen glaub' ich und hoffe, Du müßteſt gewiß ſichtbar aus

der leeren Luft heraustreten, daß ich Dich faſſen, feſthalten und Dir alles ſagen könnte. Vielleicht daß Du mich in dieſen Minuten der Begeiſterung umſchwebſt, und Deine Geiſterhand mein armes dürſtendes Herz berührt. Ich glaube, daß es ſo iſt und ſo ſeyn muß, daß unſre Liebe die verwandten Geiſter aus ihrer ſeligen Ruhe hinunterzieht. So bewahrt mich Deine Gegenwart vor dem irrdiſchen Thun und Treiben.

Wie der Abendwind durch die Harfenſaiten geht, ſo daß ſie leiſe und doch vernehmlich klingen, rührend und wehmüthig ohne Melodie, ſo fliegt Dein Geiſt im kühlen Gehölz, am murmelnden Bache oft meiner Seele vorüber, und ich faſſe dann nicht, und weiß nicht, welche plötzliche Erquickung wie ein goldener Funke durch meinen Buſen geht. Neue Lebensluſt ſtrömt, ein reiner friſcher Quell durch mein Gemüth, er rieſelt

fort, und nimmt auf ſeinen Wogen alle Geſtalten der Sorge mit ſich, all' trübe Vergangenheit und eine kryſtallene Zukunft wird der Lethe, der mir den Becher der Vergeſſenheit ermunternd giebt.

Wunderbar haſt Du mich durch Deine Kunſt an Dich geriſſen, und ſeitdem lieb' ich jedes neue Wort, das ich von Dir erfahren kann. Wie groß erſcheinen mir die Menſchen, die, von der Noth ihrer Mitbrüder gerührt, ihre Haabe, ihr Beſitzthum nicht achten, ſondern alles gern dahingeben, um die Thränen der Dürftigkeit zu trocknen, um den Hunger, den Durſt der Unglückſeligen zu ſtillen! O, wie betrübt iſt es, in das Elend, in die irrdiſche Noth hineinzuſchauen, wie Vielen jedes andre Glück mangelt, und der Biſſen Brod ihr einziges, ihr höchſtes Glück iſt! So wie ſich dort die Hungrigen verſammeln, ſo ſtehn, Du größ-

ter Rafael, die edleren Seelen um Dich, und flehen Dich um milde Gabe an, ihre herzliche Sehnſucht, ihre ſchönſten Wünſche ſollſt Du erfüllen und befriedigen, ſie ahnden, ſie möchten es erhaſchen, das überirrdiſche Gefühl, die ſchönſten Augenblicke, die ſchon dem Himmelsleben angehören. Und Du, Unbegreiflicher, ſtehſt nun mit reichem Segen da, und giebſt und gießeſt die goldene Schaale aus. Du magſt nichts ſparen, nichts zurückbehalten, immer größere Wunder thun ſich auf, immer lieblicher, immer gedrängter fahren die Engel herunter, und das Schlagen ihrer Flügel weht in feinen, melodiſchen Kreiſen. Unſchuldig ſtehſt Du in Deiner Herrlichkeit, unbefangen, als empfingſt, nicht als ſchenkteſt Du. In allen Richtungen ſendeſt Du Deine Strahlen aus, die Mahlerkunſt haſt Du gewürdigt, Dich in ihr zu offenbaren, Dein unſterbliches

Weſen und ſie zugleich zu verklären. Alles, wonach Du ſtrebſt, iſt neu und ſchön und groß, aber Du ſcheinſt es nicht zu wiſſen, Du überläſſeſt Dich dem Gefühl, Du wirkſt ohne Stolz das Göttlichſte aus, und verwunderſt Dich nicht über Deine Schöpfung. Wo Deine geſegnete Hand verweilt, entſteht eine neue Welt, eine unbekannte, geheimnißreiche Schönheit. In Dir ſelber glücklich, öffneſt Du voll Liebe die Arme, und empfängſt jeden, der Dich ſucht, mit Himmelsſpeiſe, mit Troſt und Beruhigung und Wonne.

Wie bin ich zu ſchwach, Dich zu lobpreiſen! Wie unglückſelig dünken mir diejenigen zu ſeyn, die Deine geweihten Hallen nur wie gemahlte Wände beſuchen, die Dich mit den übrigen nennen, Dich mit billiger Zunge loben und Dich noch lieber meiſtern möchten!

Darum bleibe auch jegliche Vergleichung von Dir Rafael fern. Nur ſey es mir vergönnt, Deinen großen Bruder Buonarotti zu nennen. Er will nicht tröſten und beruhigen, er ſtrebt mit fortgeſetzten Schritten nach einem und demſelben Ziele, das er erreicht, ihm iſt die Kunſt ſein Höchſtes, ſein Letztes, und er hat gewiß über Dein wunderbares, unergründliches, von oben bewegtes Gemüth gelächelt.

Nur noch einen Mann unterſtehe ich mich in Deiner Gegenwart auszuſprechen, den lieben teutſchen Albrecht Dürer. Sein ſchönes Gemüth trieb ihn oft an, ſeinen Menſchen, die er auf ſeine Weiſe liebte, das zu ſchenken, was Du ihnen glorreich verleihſt: aber man ſieht es ſeinen Gaben an, daß er ſelber zu den Bittenden gehörte, die Erdenſorgen wohnen verborgen in ſeinen Bildern, ſeine trüben Tage, ſeine Kunſtſachen ſind

wie ein Feſt, daß ein Unglückſeliger anſtellt.

Durch alle Zeiten, Rafael, werde geprieſen, und erwecke einſt einen würdigen Schüler, der das lauter und deutlicher verkündigen möge, was ich hier mit unbeholfener Zunge habe ſagen wollen. —

IV.

Das jüngſte Gericht,

von

Michael Angelo.

Schon oft hatte ich mir vorgeſetzt, etwas über das erhabene Werk dieſes großen Mannes zu ſagen, aber immer hat mich der Muth dazu wieder verlaſſen. Jetzt will ich es wagen, und nicht ohne ſonderlichen Antrieb fange ich meine Worte an.

Wenn Du, geliebter Leſer, Stunden kennſt, in denen die Natur wie mit einer freundlichen Glorie umzogen iſt, in denen die Bäume wie größere Blumen vor Dir ſtehn, und eine weihende Liebe ihre Mutterarme eng um die Erde ſchließt, wenn Du Dich dann erhaben und beſeligt fühlſt, und

alles in einen ſüßen Klang zerrinnt, ein Wiederhall vom Himmel herunter: dann geh' in die Hallen, die Rafael's Geiſt ausgeſchmückt hat, dann biſt Du begeiſtert, die Worte zu vernehmen, die er Dir ſagt.

Oft aber verſtummt die Poeſie, vom Berge herab ſieht das Auge den regen, ewigen Gang der Gewäſſer, ernſt ſteht der Wald und rauſcht, hinter ihm entwickelt ſich das Gefilde, dahinter das unabſehbare Meer, zur Seite gethürmte Felſen, der Himmel voll arbeitender Wolken, ein Heereszug, der auf eilender Wanderung begriffen iſt: die Adler fliegen aus den Neſtern, der Sturm läßt ſich hören, wie ein ferner Donner vom Meer herüber; dann ſcheint die Welt mit allen Kräften zu ringen, kein Theil im Stillestande und unbeſeelt. Aufgerichtet in Majeſtät ſteht die Natur vor uns, unſer Auge haftet auf keinen Blumen, auf keinem ſchö-

nen

nen einzelnen Baume, ſondern wir ſehn die Kräfte der Welt ſich mächtig offenbaren, alles wird zu einem großen Bilde, zu einer geheimnißvollen Allegorie, und mit dieſer Empfindung tritt dann, geliebter Leſer, vor Michael Angelo's großes Gericht.

Was hat man nicht getadelt, und was gelobt! Aber bey Dir, großer Buonarotti, muß man durchaus alles Vergleichen unterlaſſen, man muß in Deiner Gegenwart die Liebe zu Rafael durchaus vergeſſen, denn die Erinnerung jener zartmenſchlichen und himmliſchen Bilder darf in Dein großes Gemählde nicht hineinleuchten.

Michael Angelo und Dante ſind die Verkündiger, die Verherrlicher der katholiſchen Religion, wenn Du in ihnen Geſchichte und Begebenheit ſuchſt, ſo trittſt Du mit unbilliger Erwartung an ihre Werke. Dante ſingt in prophetiſchen, wunderbar verſchlun-

genen Terzinen ſeine Dichtung, nirgend ein Stilleſtand, nirgend wo die Pracht der gewaltigen Verſe aufhörte, immer tiefer wirſt Du in die geheimnißreiche Allegorie hineingeführt, hier findeſt Du keine Nebenſachen, keinen Ruheplatz, auf dem der Dichter ſtille ſteht, alle Kräfte ſpannen ſich zum großen magiſchen Eindruck, aller Reiz iſt vernachläſſigt, die Erhabenheit nimmt Dich in Empfang, die Wunder des Chriſtenthums, die myſtiſchen Geheimniſſe verſchlingen Dich in ihren unbegreiflichen Zirkeln, und nehmen Dich mit ſich fort.

Eben ſolche Beſchaffenheit hat es mit dem Gedicht des Buonarotti. Tritt mit dem heiligen Schauer in die Seſtina hinein, und die erhabenen prophetiſchen Terzinen werden Dich anreden, Dein Geiſt wird himmelwärts fortgeführt, kein Stilleſtand, keine Nebenſache, kein Ruhepunkt, auf den das Auge

haften könnte. Die ganze Welt, Vergangenheit und Zukunft sind hier in eine übermenschlich kühne Dichtung zusammengedrängt. Die Erschaffung der Welt mit ihren großen Figuren, Gott Vater, Adam und Eva, Engel, der Verlust des Paradieses, die Prophetenzeit, die furchtbaren Gestalten, der entsetzliche Hesekiel, der unbegreiflich hohe Jesaias, die Sybillen, und nun das zukünftige hohe Gericht, die furchtbare Vertilgung der Erde, die Wiedergebährung der Todten, das Ende der Zeiten.

In den ewigen Bildern spiegelt sich Angelo's Größe, seine wilde Grazie, seine furchtbare Schönheit. Alle Gestalten sind größer als die irrdischen, alle bezeichnet der kühne Stempel, der sie von allen übrigen Bildern auf immer absondert, aber nirgend liegt so der tiefe allegorische Sinn verborgen, das Geheimniß der Religion, das im

jüngſten Gerichte webt. Die Zukunft thut ſich auf, alle Bilder, alle Kraft und Anſtrengung iſt gleichſam zu matt, zu gewöhnlich, Buonarotti ergreift hier das Mächtigſte, das Ungeheuerſte, ſein Gemählde iſt der Schluß aller Dichtung, aller religiöſen Bilder, das Ende der Zeiten.

Darum iſt es klein, mit dem großen Meiſter über den gewählten Gegenſtand zu rechten, ungeziemend, bey dieſem Bilde über Handlung zu ſprechen, und wenigſtens unbillig, wenn nicht ungerecht, die Symmetrie der Gruppen zu tadeln.

Wenn Dein Auge alles mit einem Blicke hier überſchauen könnte, ſo wäre es nicht dieſer große allmächtige Gegenſtand, es könnte dann keine Offenbarung der Zukunft ſeyn, die Symmetrie der Gruppen aber macht die Überſicht nach einiger Zeit möglich, in ihnen liegt zugleich das Geheimniß

der Allegorie, darum kann und soll das Bild auch keine Handlung darstellen, die in einem einzigen Augenblicke vorgeht.

In allen Kunstwerken Michael Angelo's ist das Streben zur Allegorie, dieses kalte große Ideal, von allem Reiz des Zufälligen und den Nebensachen entblößt, anzutreffen, in diesem großen Werke aber, eine seiner letzten Arbeiten, strebt alles hauptsächlich darnach hin, alles erhält nur durch die Allegorie Bedeutung und Würde. Von allem Irrdischen entkleidet, sowohl Figuren als Gegenstand der Bildung, verlieren sich die gewöhnlichen Bedeutungen vom Schicklichen und Unschicklichen gänzlich.

Oben in Wolken sieht man Engel, die mit aller Anstrengung das Kreuz, die Marterſäule aufrichten wollen. Man tadle hier nicht, und spreche von Unwahrscheinlichkeit, daß das Kreuz, das ein Einziger trug, jetzt

der Macht vieler Engel zu ſchwer iſt; denn eben hier hat Angelo einen großen Sinn hineinlegen wollen. Die Sünden des Menſchengeſchlechts, die Martern des Erlöſers geben ihm dieſe Schwere, es wird immer wieder niedergezogen, bis die Glorie des Allmächtigen vollendet iſt, bis alle Seligen heraufgeſchwebt, alle Sünder hinuntergeſtürzt ſind, kann die Säule, das heilige Kreuz nicht aufgerichtet werden.

Chriſtus ſpricht das Urtheil, ſeine ſanfte Mutter erſchrickt, ſie verbirgt ſich und ſchmiegt ſich an ihn, der Erlöſer iſt in heftiger Bewegung, ſo eben ſteht er auf, und das entſetzliche Urtheil ertönt aus ſeinem Munde. Die Heiligen neben ihm, männliche und weibliche, ſind in ihrer Seligkeit ruhig, ſie ſind ſich ihres Glücks bewußt, aber doch ergreift ſie der gewaltige Augenblick; Adam iſt unter der Verſammlung, einige Apoſtel

erkennt man, die Märtyrer. Unter ihnen sieht man die Engel des Gerichts, die mit aller Macht in die Posaunen stoßen, um die Todten zum ewigen Leben aufzurufen: Schauder und Entsetzen ergreift den Beschauer, die mildeste Erhabenheit ist in ihnen dargestellt, sie dürfen, sie können nicht zierlich seyn, Schönheit und Grazie würden dies Gemählde vernichten. Zur Seiten schweben selige Seelen auf, einigen entfällt das Leichentuch, die Sünden halten sie schwer zurück, aber sie streben und ringen mit vollem Andrange nach der Höhe. Die Allegorie regiert alle Figuren des Gemähldes, und alle Gestalten der Seligen sind noch von der schweren, irrdischen Sünde belastet. Darum muß eine Gestalt von Heiligen mit Rosenkränzen in die Höhe gezogen werden: das Gebet wirkt, die Sünden sind ihr vergeben. Wer keinen Sinn dafür hat, wie wunder-

ſam die Allegorie oft das Gemeine in das Erhabene verwandeln kann, wird dieſen Umſtand ſeines Tadels vorzüglich würdig finden. Gegenüber die Verdammten, von böſen Engeln in den Abgrund hinuntergeriſſen. Entſetzen und kalte Verzweiflung, das Wildeſte und Gräulichſte iſt hier mit einer Kraft der Phantaſie dargeſtellt, daß man den großen Sterblichen nicht genug bewundern kann, der dieſen Stoff mit der Ruhe beherrſchte, und alles zu ſeinem erhabenen Zwecke hinausführte.

Unten erſtehn die Todten. In wunderlichen Stellungen kriechen ſie aus der Erde, und ſehn das Gericht; viele erſchrecken, andre ſind noch Gerippe, einige geſtaltet, aber noch betäubt. Der alte Fährmann Charon iſt unter ihnen, und treibt manche in ſeinen Kahn, der gräuliche Minos vollzieht das Urtheil. Man werfe nicht ein, daß hier

Mythologie der Griechen mit christlicher Lehre vermischt sey, denn diese Bilder sind ächt katholisch, und dürfen die Wirkung des Ganzen nicht stören; Michael Angelo ist es nicht allein, der die ehemaligen Götter der griechischen Nation einführt, manche Gedichte und Traditionen thun es auch, sie treten aber hier als Teufel auf, und der Sinn ist, daß die Gestalten, die die abgöttischen Heiden verehrten, böse, verdammte Geister waren, die sich verstellten, und so lange auf ihren Thronen herrschten, bis Christus ihr Reich zertrümmerte. Nun kommen sie im jüngsten Gerichte wieder, noch kenntlich, aber doch in einer andern furchtbaren, ihrer wahren Gestalt.

So ist mir dieses große Gemählde immer erschienen. Man sage nicht, daß der Mahler die Stellungen gewählt, um seine Kenntniß des menschlichen Körpers, seine

Gelehrſamkeit in den Muskeln zu zeigen, ſondern alles muß drängen und ſtreben, die höchſte Kraft auszudrücken, Entſetzen, Furcht, Verzweiflung, Angſt und Hoffnung beſeelen jedwede Geſtalt, jegliches Glied, ſelbſt die Ruhe und das hohe Bewußtſeyn der Heiligen und Patriarchen iſt Anſtrengung und Kampf.

Es iſt ſüß, die Herrlichkeit der Religion labend aus den Händen des menſchenfreundlichen Sanzius zu empfangen, ſeine Paſſion zu ſehn, in der die Größe ſich ſo lieblich ſpiegelt: — aber hier, vor Angelo's gewaltigem Mauergemählde bebt Liebe und Hoffnung zurück, das Ende der Zeiten iſt da, alle heiligen Geſchichten, die frühen Zeiten derſelben ſind nur Einleitung und Vorbereitung zu dieſem Augenblick, nach ſeiner Verfließung kann die Phantaſie nichts erſinnen und erfinden, die ſterbende Zeit regt ſich mit

allen Muskeln im fürchterlichen Kampfe, die Religion spricht das ernste, unwiderrufliche Urtheil. —

Ich habe mit diesen Worten den gewaltigen Buonarotti nur gegen einige Unbilligkeiten rechtfertigen wollen, indem man diese hohen Gestalten zu oft wie irgend eine andre Historie beurtheilt; wenn ich irrte, so irrte ich doch aus besserm Willen, als diejenigen kältern Menschen thun, die zu gern das Erhabene schmälern, um einem andern Liebling desto ruhiger Recht widerfahren zu lassen; oder wir irrten vielmehr aus gleichen Gründen, aus verzeihlicher Vorliebe, und Gott und die Kunst mag uns verzeihen.

V.

Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich Deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit Deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an Deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist Du emporgestiegen zu dieser Höhe! —

In' nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert,

was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letztenmale in die Hand nahm und starb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, dessen Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz seyn mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtsam betrachtet, nach dem letztenmale da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der

Baukunſt ſind an der Schöpfung dieſes Koloſſes vorübergegangen: ſie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felſen zu ſchönen Geſtalten zuſammenzauberten, und der eine größeſte der Meiſter war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Geſetz vorſchrieb, die Laſt der Mauern kühn zu beſteigen, und ſich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armſelige kleine Metallſtücke, die ſie von ihren todten, ſtillen Schatzkammern in die Welt ſtreuten, wie durch electriſche Funken aus der ſchlafenden Kraft der groben Hände, der ſchlafenden Kunſt der Steinarbeiter den ſchönträumenden Geiſtern der Architecten,

eine vereinigte, ſichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche; durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieſer bedeutungsloſen Metallſtücke, ein ſo geiſtreiches Wunderwerk von ſo unerſchöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menſchliche Würde eintauſchten: — auch dieſe ſind längſt von ihrem glänzenden Stuhle aufgeſtanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land geſetzt, wohin die Millionen, die ſie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen ſind.

Wie mannichfache menſchliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben ſind an deiner Schöpfung zerſchellt! Und du ſtehſt, ein unſterblicher Bau, ſtützeſt dich auf deinen ſtarken Mauern, und ſiehſt unerſchrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tausend einzelnen Steine der Felsen, die unförmlichen Massen, die verstümmelten Gliedern glichen, haben sich zu schlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Gestalt das Auge mit liebevollen Blicken umschlingt, oder zur Kuppel, an deren sanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufschwebt. Verschwunden sind die unzähligen verstümmelten Glieder: es steht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beym Bau der Welt von Riesen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerschmelzten Felsen in ungeheuren Formen gegossen. — Und die erstaunenswürdige Wirklichkeit dieses unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erschreckt, worauf beruht sie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federstrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangst in deinem Daseyn, und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprunge.

Urſprunge. Menſchen erſchufen dich, und du biſt höherer Natur als das Geſchlecht deiner Schöpfer, läſſeſt die ſterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dohme, und umhüllſt ſie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern ſpricht.

Wohl dem vergänglichen Menſchen, daß er Unvergänglichkeit zu ſchaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er ſelber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunſt treibt die ſterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verſchließt göttliche Kräfte. — Die Menſchen ſind nur die Pforten, durch welche ſeit der Erſchaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion

und dauernden Kunſt uns ſichtbar erſcheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke iſt es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majeſtätiſch, mit Felſen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine ſehr edle Kunſt, die, alle menſchliche Geſtalt und Sprache verachtend, denen die ſämmtlichen übrigen Künſte dienſtbar ſind, allein darauf ſtolz iſt, ein mächtiggroßes, ſinnliches Bild der ſchönen Regelmäßigkeit, der Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit, dieſer Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Muſterbilder in der menſchlichen Seele, vor unſer Auge zu ſtellen. Ihre Werke ſind (gleich der harmoniſchen Wiſſenſchaft der Weisheit in der Seele des Weiſen,) ein feſt in ſich verbundener ſchöner Zuſammenhang von tragenden und getragenen Maſſen, von kühn hinan-

ſtrebenden Säulen und Wänden, und von ſchützenden, ruhig ſchwebenden und herabſehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel ſtehn ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; ſie laſſen ſich nicht, wie die Werke der andern Künſte, mit Händen regieren, das Geſchlecht, das ſie hervorbrachte, geht in ſie hinein, fühlt ſich von ihnen umſchloſſen, und ſie ſind die edlen Gefäſſe, die alle andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die edelſte Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können ſie größeres bewahren und umſchließen, als das Streben des Menſchen nach der Gottheit? O, da müſſen ſich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, ſo weit ſie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umſpannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß

zu sammeln, auf daß die einsam umherirrende Andacht von Tausenden, unter dieser Wölbung versammelt und von der ewigen Umarmung dieser heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zusammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahllose Mengen der Vergangenheit haben diese heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahllose der Zukunft erwarten sie sehnlich in ihre Arme zu schließen.

Ich höre sie wohl, die vernünftigen Weisen, die spotten und sprechen: »Was soll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeschmückten Raume betet der Mensch so fromm, — und viele Dürftige, nebst Witwen und Waysen, hätten wir gespeiset und gekleidet von diesen steinernen Schätzen.« — Ich weiß es wohl, daß man der Kunst und auch der Religion es bitter verarget, wenn sie in reicher, königlicher

Pracht ſich vor der Welt erheben. Es mögen dies ſehr feſtgegründete Gedanken der menſchlichen Vernunft ſeyn, aber doch ſind es nicht die Gedanken der ſchaffenden Vorſicht.

Nach einem durch menſchliche Vernunft berechneten Gleichmaaße und einer ſtrengen, geiſtigen Ordnung der Dinge, wollen die Weiſen unſre Erde neu erſchaffen. Aber was iſt die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns ſichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was ſind wir? — — Jenes gewaltſame Auf- und Niederwallen der irrdiſchen Dinge, — daß ſich das Hohe zum Hohen geſellt, und die Flächen und Tiefen verwahrloſ't vergehen, — erſcheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsſchlag, das furchtbare, unverſtändliche Athemholen des Erdgeſchöpfs-

Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irrdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irrdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irrdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirrdischen Überflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entferne, und ist nicht

da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und selbſt Tauſende, die es ſehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

VI.

Wateau's Gemählde.

Oft hör' ich die Bewunderer der großen Meister von diesem Künstler mit einer gewissen Verachtung sprechen, und jedesmal thut es mir weh, weil ich mich an seinen Gemählden oft so innig ergötzt habe. Ich gestehe, daß keine Heiligkeit, keine Größe um diese Gebilde eines fröhlichen Gemüths strahlt, daß keine Begeisterung, kein Streben nach dem Himmel aus dieser gemahlten, leichten Tanzmusik spricht. Aber niemals habe ich so hart seyn können, mich vor dem Lieblichsten aus unserm gewöhnlichen Leben zu verschließen, das Reizendste der Existenz von tausend und tausend Menschen nicht zu fühlen.

Denn so wie Rafael in der heiligen Geschichte waltet, wie er uns Engel und den Erlöser offenbart, und seine himmlischen Entzückungen durch das sanfte Werk seiner Hände verkündet, wie ein Himmelsothem und Gesang der Cherubim durch seine Dichtungen weht und klingt, so nahm dieser Künstler, dem Ohr und Geist für Himmelstöne verschlossen war, die gewöhnlichste Menschheit gern und liebevoll in sich auf. Man verzeihe mir, daß ich diese beyden Namen neben einander nenne. Soll es unerlaubt seyn, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des frischen, sinnlichen Genusses, die zierlichen, leichten Gestalten aufzufassen und verschönert darzustellen? — Mich dünkt, der Geist des Menschen ist wunderbar reich, er umfaßt die Gegenstände, die an beyden Enden ruhn, mit seinen Armen ohne Anstrengung, das Getrennteste

liegt immer nicht ſo fern, als wir im erſten Augenblicke wähnen.

So, geliebter Leſer, dringen Klänge irrdiſch zu Dir empor, wenn Tanzmuſik Deinen Fuß beflügelt, und Du unwillkührlich und lächelnd den Tönen innerlich nachgehſt, ſo führen ſie Dich in ein Land voll flüchtiger Geſtalten, das Dir ganz nahe liegt, dann kommen froh durchlebte Augenblicke in Dein Gemüth zurück, dann tritt vor Wateau's Gemählde.

Hier ſiehſt Du das trauliche Geſchwätz der Liebe, die angenehmen Abentheuer, das Begegnen der glänzenden Augen. Bunte, flatternde Gewänder, tolle und poſſierliche Masken ſind in allgemeiner Fröhlichkeit geſellt, das Seltſamſte der Geſtalten kühn unter die gewöhnlichen Figuren gemiſcht. Tänze drehen ſich herum, eine angenehme Verwirrung nimmt den Blick gefangen. Dort hor-

chen Liebende auf die Töne der Zitter, die ein frischer Jüngling aus dem Instrumente lächelnd schlägt, abseits sitzen Schönen gleichgültig, vorüber wandeln im gleichgültigen Gespräch durch die Gartenschatten zwey schöne Männer: sie sehn nur eben nach den Mädchen hin. So wie im Leben sich Verbindungen leise knüpfen, sich unmerklich Vorfälle entwickeln, so auch hier; man glaubt in andern Blättern diejenigen verschlungen, in Armen verstrickt, wiederzufinden, die hier so gleichgültig neben einander vorübergehn.

In andern Geschichten sieht man des Mädchens und des Jünglings Sehnsucht, im dunkeln schönen Gebüsch lauscht die muthwillige Horcherin. Wagen mit geputzten Gestalten kommen, andre gehn zurück. Wirst Du auch hier nicht die große magnetische Anziehung des Idealischen gewahr, so mußt Du doch diese Bilder eben so wie das wirk-

liche Leben achten, und Dich ihrer eben so erfreun.

Sonderbar ist es mir immer vorgekommen, daß der Künstler, der diese Gebilde um sich herspringen und tanzen ließ, selber verdrossen und menschenfeindlich war. Er zog sich ganz in seine eigne Farbenwelt zurück, seine Phantasie ward heiter und fröhlich, so wie er den Pinsel ergriff. Ich habe ihm innerlich schon oft für seine Romanzen, für seine Tanzlieder Dank gesagt, für seine allerliebsten Weingesänge; ich habe oft nach Betrachtung seiner Gemählde die Regung des Lebens um mich lieblicher gefühlt. Aber aus größern Ursachen ist es auch wohl gut, wenn wir das Hohe der Kunst innigst fühlen, und mit dem Geiste des Erhabenen geläutert werden, zuweilen wieder durch lustige Geister in die nähere Umgebung rückgerufen zu seyn.

VII.

Über die Kinderfiguren auf den Raſaelſchen Bildern.

Wie wundervoll und ſchön iſt es, ſich oft mit allen Gedanken in der nächſten Gegenwart zu verlieren, und das Treiben des geheimnißvollen Lebens ſo recht eigentlich zu merken und zu ſpüren! Wir werden uns dann ſelbſt zurückgegeben, und treffen ſüße Gefühle und Ahndungen wieder an, die uns vielleicht ſchon ſeit der Kindheit verließen.

So geht es uns zu mancher Zeit, wenn wir die unmündige Menſchheit betrachten, wenn wir unſern Blick einmal recht eigentlich auf dieſe verſchloſſenen Knospen heften, in deren unbefangenem Lächeln, in ihren ſüßen heitern Augen, die jammervolle Zukunft ſchläft; die ſich ſo innig genießen, und

nichts weiter zu wiſſen ſtreben. Wenn wir der Kinder holdſeliges Angeſicht betrachten, ſo vergeſſen wir gern und leicht die Verwikkelungen der Welt, das Auge vertieft ſich in den wunderbaren reinen Zügen, und wie Propheten einer ſchönen Zukunft, wie zarte Pflanzen, die unerklärlich aus der längſtentflohenen goldenen Zeit zurückgekommen ſind, ſtehn die Kinder um uns. Wir wiſſen uns nicht darin zu finden, daß dieſe Geſtalten mit uns um den Bronn des Lebens ſizzen, und noch nichts thun, als ſich ſelber darin beſchauen. Wir ſehn mit ihnen hinab, und können uns nicht genug darüber verwundern, daß das das Leben ſey. So kömmt denn in unſre Seele die Erinnerung der himmelſüßen Unſchuld, immer tiefer, ernſter und heiterer ſchauen wir in das ſpiegelnde Gewäſſer hinab, und glauben am Ende nichts wahrzunehmen als uns, und

über unſerm Haupte die lichten Wolken, wie im Begriff, als Glorie herunterzuſteigen und uns mit Strahlen zu umflechten.

Wie durch den dichten Wald oft wunderliche Töne laufen, die wir niemals finden, ſo giebt es ſeine Seelen von Gedanken, wie ich ſie nennen möchte, die niemals in uns wohnhaft werden, die uns nur wie aus der Ferne grüßen und locken, wir wenden Sinn und Geiſt darnach, und haſchen und erringen ſie nie, oft gewahren wir ſie nur wie ein fortſchwebendes Gebilde, wie unſtäte Erinnerung. Je älter ſich der Menſch in ſeine irrdiſche Hülle hineinlebt, um ſo mehr gewöhnt er ſich an alle Erſcheinungen in und außer ihm, er zieht ſich immer mehr in das Dunkelſte des Erdenlebens zurück, und meint dann, er bewohne die Klarheit; es flimmert und blitzt nur ſelten mehr in ſeine Seele von oben hinein, und wenn er

auch die wunderseltsamen, heilverkündenden Lichter gewahrt, so hält er sie nur allzugern für Täuschung.

Dieser Aetherschimmer, diese Erinnerungen der Engelswelt leben und regen sich noch hell und frisch im Kindergeiste. der dunkle Schatten der Erdgegenstände ist noch nicht verfinsternd in den Glanz hineingerückt, die irrdischen Geschäfte, die hiesigen Leidenschaften und Entwürfe, diese träge Liebe und dieser wilde Haß, alles liegt noch weit zurück, wie eine unkenntliche Verzerrung: und darum stehn die Kindlein wie große Propheten unter uns, die uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht verstehn. Zu oft suchen wir mühsam im Kindesantlitz den künftigen Mann, aber schöner und erfreulicher ist es, im Manne die Spuren seiner Kindheit aufzusuchen, und die Glücklichsten sind die zu nennen, in denen der Stempel

sich

ſich am wenigſten verwiſcht hat. Denn ſind die Menſchen nicht verdorbene, ungerathene Kinder? ſie ſind nicht vorwärts- ſondern zurückgegangen; das Kind iſt die ſchöne Menſchheit ſelbſt.

Dieſe Kinder, wie Ich ſie hier beſchrieben habe, haſt Du, o Rafael! uns dargeſtellt. Du haſt es nicht der Mühe werth gehalten, das eigentliche unverſtändige Kindiſche nachzuahmen, wie die Geſchicklichkeit andrer Mahler gethan hat, und man hat Dich nur zu oft darum getadelt. Ich ſpreche hier nicht vom Erlöſer, von den Engeln, die unſre Anbetung auf ſeinen Bildern fordern, auch in fröhlichen Aufzügen, auf Inſtrumenten ſpielend, im Scherzen hingegeben, finden wir auf ſeinen Bildern Kinder, die mit ihrer Weisheit, mit ihrem hohen, geheimnißvollen Ernſt die umſtehenden Greiſe beſchämen, zu denen wir gleichſam hinauf-

blicken, um Rath zu fragen, wie das irrdiſche Leben zu führen ſey. — Sie ſind ſo wahrhaft ernſt und erhaben, weil ſie den Ernſt, die Erhabenheit noch nicht kennen, die wir Erwachſenen nur immer ſo zu nennen pflegen; weil ſie dem Quell des Glanzes noch ſo nahe ſtehn, der immer dunkler ſich entfernt, je mehr das Leben in die Jahre rückt.

Alle Welt braucht den Ausdruck kindiſch, und tadelt ſtets damit. — O Rafael, welchen erhabenen Wink haſt Du uns gegeben! wie groß ſprichſt Du dies Wort aus und unterweiſeſt uns! Aber ſie haben Dich ſo wenig wie den Erlöſer gehört, der auch wie Du zu uns ſagte: »Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Reich Gottes;« und wieder: »Wahrlich, ich ſage Euch, wenn

Ihr nicht werdet, wie dieser einer, so werdet Ihr nicht das Reich Gottes schauen!«

Mit diesen großen Worten will ich am liebsten meine Betrachtung schließen.

VIII.

Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz.

Viele werden es mir übel deuten und mitleidig lächeln, daß ich immer wieder auf Rafael zurückkomme, und mich in meinen Worten über ihn nicht mehr zu mäßigen trachte. Sie werden mich tadeln, daß ich stets von ihm so ohne alle Einschränkung spreche, nicht eine billige Begeisterung abmesse, und auch den übrigen ihr Recht widerfahren lasse. Ohne daß ich seinen Namen suche, fällt er mir bey, wenn von der Kunst der Mahlerey die Rede ist; er dient mir zum festen Maaßstabe alles Großen und Schönen, zum erläuternden Bilde.

Wer vom Erhabenen gerührt wird, wem sich die Wunder des Schönen aufschließen,

deſſen ganze Seele wird durch den Enthuſiasmus feſt hinein verwachſen, und ihm wird es unmöglich ſeyn, ſich mit kalten, abgemeſſenen Lobſprüchen zu begnügen. Können wir denn die Göttlichkeit der Kunſt, das Höchſte, was die menſchliche Seele hervorbringen kann, nach der Elle des Kaufmanns meſſen, oder nach Goldgewichten abwägen? Die wahre Schöne, die Größe der Kunſt iſt unergründlich, ſie zieht unſer Herz, wo wir ſie wahrnehmen, magnetiſch an ſich, wir fühlen bis in die innerſten Tiefen unſre ewige Verwandtſchaft, es zuckt wie mit Blizesſchlägen durch unſern Geiſt, wir erkennen das Göttliche, und ringen im ſchönſten Kampfe darnach, wir ſtreben ein Zeichen von uns zu geben, eine Vergeltung, ein Band, das unzerreißbar die verwandte Erhabenheit an uns ketten ſoll, und ſo ergießt ſich unſre Sprache in begeiſterter Rede, weil wir der-

malen noch durch Organe uns kund geben müſſen, und die Kraft der Seele nicht unmittelbar zu den goldenen Aetherbildern emporſteigen kann.

Der Enthuſiasmus (von dem falſchen, erheuchelten darf ich hier nicht ſprechen) iſt kein Lobpreiſen des fremden Geiſtes, ſondern ein ſchönes Bekenntniß unſrer eignen Größe, von der ächten Kunſt ſollte nie ohne Enthuſiasmus geſprochen werden. Auf ähnliche Weiſe, wenn wir die Naturkräfte um uns her wirken fühlen, wenn die wohlthätige, majeſtätiſche Sonne aufgeht, und rings die Geiſter ſchaffend durch die tauſendfältigen Naturen dringen, und wir vom Berge her, vom Thal herauf das verwandte Leben, die freundlichen Kräfte vernehmen und fühlen, uns im Einklange mit der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, ſo ſprechen wir gern dieſe Wonne aus, wir möchten ein Andenken an

das hohe Bewußtseyn unſrer ſelbſt ſtiften, und ſo entſteht das Gebet, der Gedanke an Gott. Wem das glühende Gefühl einmal ſo weit den Buſen dehnt, wer wird da noch ſeine Worte meiſtern und zählen, wer denkt daran, in ſeinem Hymnus auf den Höchſten ſich zu mäßigen, und Creaturen außer jenem ihr Recht widerfahren zu laſſen?

Ich komme von meiner Vergleichung, die mir nicht ſo kühn dünkt, als ſie den meiſten erſcheinen wird, zurück. Gar viele Leute meynen immer, ihr eignes Verdienſt, oder ein andres, das ſie meiſt ſelbſt nicht deutlich denken, werde geſchmälert, wenn man irgend eins als das Höchſte, Vortrefflichſte, Vollendetſte lobpreiſ't. Als wenn nicht jedes Große und Schöne in einer eignen Welt, in eignen Elementen lebte, ſich durch ſich ſelbſt ernährt und erhält. Keine feindſelige Gewalt kann hier hereinbrechen

und zerſtören, ewig begründet wie die Welt, auf ſich ſelber ruhend, undurchdringlich, bewegt ſich jede Schönheit in ihren eignen Kreiſen, und jeder, der es verſuchte, nicht wagte zu verfolgen, erſcheint ſo albern und mitleidswürdig, nicht haſſenswerth, als der es unternimmt, mit ſchwacher Zunge Gott zu läſtern. Es iſt kein Wageſtück, es iſt ein Verkennen ſeiner ſelbſt.

Aber ſie fühlen es, die meiſten, wie ihr zu irrdiſcher Buſen nicht dafür gebaut iſt, die glorreiche Flamme des Enthuſiasmus zu beherbergen. Sie erſchrecken vor dem Gefühl, wenn ſie es nur aus der Ferne auf ſich zukommen ſehn, denn die Thorheiten, die Albernheiten, ihre gemeine Freude iſt im Begriff zu entſchwinden, alles, was ihnen werth iſt, wovor ſie eine heilige, ehrende Furcht hegen, will ſie verlaſſen, das Glück der Häuslichkeit, ihr kleiner Stolz auf ihre

Vortrefflichkeit. Ein Wasser, das sie nur als Quell dulden, breitet sich in ein großes, glänzendes Meer aus, und will sie und all' ihr Wissen verschlingen. Da retten sie sich gern und ihre Armuth, und gestehn lieber ihre Dürftigkeit, daß sie zu schwach sind, den Gott zu beherbergen, daß es ihnen leid thue, daß er sich nicht mit der kläglichen Ehre und Genugthuung begnügen wolle, die sie ihren andern Götzen mit Selbstzufriedenheit gern bringen. Darum verlästern sie die Begeisterung, weil sie ihnen Verfolgung dünkt, sie holen die Bilder ihrer Lieblinge, ihrer Künstler, die vor dem Angesichte der hohen Kunst vernichtet werden, und stellen sie als Mauern und Schanzen um sich her. Die Feinde wollen unsern Gottesdienst zerstören! unser Heiligstes uns entreißen! so entsteht ein Geschrey, und alle versammelt der blinde Lärm, denn niemand achtet ihrer,

die Kunſt fährt mit ihren Lieblingen auf einem Triumphwagen vorüber, und lächelt über die Waffenrüſtungen, über die vermeintliche Noth, über den eingebildeten Religionskrieg der Ohnmächtigen.

Andre ſind, die ſich überaus weiſe dünken, weil ſie an ſich ſelbſt blutarme Erfahrungen gemacht haben. Sie führen ein Leben, wie einen Traum, es fängt an, es endet ohne Urſache und hat keinen Mittelpunkt. Sie werden hin- und hergetrieben, bald von Laune, bald von kleinlicher Leidenſchaft regiert. Sie hören von der Größe, von den Heroen, von der Poeſie, und meynen, alles ſey dieſelbe Thorheit, die ſie treiben, nur daß ſie dergleichen Schwachheit noch an ſich ſelber nicht erlebt haben. Es fügt ſich wohl, daß eine Liebhaberey an Gemählden, an Dichtern, den erſten beſten, die ſich finden, ſie berührt: ſie kommen in Leidenſchaft-

liche Hitze, ſie zanken, ſtreiten, und meynen ſie bewundern, ſie tauſchen dieſe Thorheit ohne Bedauern gegen eine andre, die ihnen die Welle auf dem Lebensſtrome entgegenbringt. Unter ewigen unſtäten Abwechſelungen führen ſie ihr Daſeyn, jeder erſcheint ihnen ein Thor, der ſich ein edles, feſtes Ziel ſetzen will, dem er troz Wind und Wogen muthig entgegenrudert. Sie lächeln der Begeiſterung, und ſind verſichert und ſchwören, daß dieſe Aufwallung noch heute und ſpäteſtens morgen vorübergehn werde, daß man heute dieſes hizig lobe, und morgen das, was man in dieſer Stunde verachte. Dieſe rechnen uns immer ihr Ungefühl für Billigkeit und Mäßigkeit an: ſie meynen die Welt und alles darin von gar vielen Seiten zu betrachten, wenn ſie ſich mit blinden Augen dem ſpielenden Zufalle überlaſſen, und bald hier, bald dort in einer leeren Gegenwart mit allen ihren Wünſchen ankern.

Was soll ich aber von jenen sagen, die mir immer am verdrüßlichsten gefallen sind und die meiste Langeweile erregt haben? — Die als Knaben mit unnützer Hitze und wilder Eitelkeit über Kunst und Wissen fielen, und alles wie Blumen pflückten und rissen, um sich damit zu putzen; die als Jünglinge noch Knaben blieben, und sich bald muthlos dem Eigennutze, der Sorge für ihre dürftige Wohlfahrt überließen, die sie ihr Schicksal, ihr Verhängniß nannten? — Immer tiefer in das Leben hineingelebt, fällt es wie Mauern hinter jedem ihrer Schritte, den sie zurückgelegt haben; sie sehn auch nur vorwärts, ihrem Gewinne, ihren Titeln, ihrer Ehrerbietung entgegen, die ihnen andre bezeigen, immer enger wird ihr Weg zu beiden Seiten, immer mehr schrumpft ihr Herz zusammen, und das, woran sie leiden, ist ihr Stolz, ihre Krankheit ist ihr Glück, die

ſie Erfahrung und Weisheit nennen. Sie billigen mit einſchränkendem Bedauern die Begeiſterung, weil ſie ſie für das Jünglingsfeuer halten, an dem ſie ſich als Kinder auch verbrannten, um ſich nachher deſto mehr davor zu hüten: ſie behandeln den Enthuſiaſten gern wie einen jüngern unmündigen Bruder, und ſagen ihm, wie mit den Jahren alles, alles ſchwindet, und wie er dann das eigentliche Leben, die eigentliche Wahrheit kennen lernt. So unterweiſ't der Schmetterling den Adler, und will, daß er ſich doch auch einmal, wie er gethan, einſpinnen ſoll, und dem Fluge und der tändelnden Jugend ein Ende machen.

So wahr iſt es, daß viele in der Unerfahrenheit der Jugend noch am beſten ſind, daß die Klugheit der Jahre ſie erſt mit dem dichteſten Nebel überhängt, und daß ſie dann den Glanz der Sonne läugnen.

Wie aber lobſt Du, Unmündiger, Deine ſchwachen Götter, wenn Du alle preiſeſt? Nenne das Wort Toleranz nicht, denn Du verſtehſt es nicht: Du verfolgſt, entwürdigſt das Höchſte, um nur das Unbedeutende, Flache und Schlechte dulden zu können, Du verdammſt den Heiland und bitteſt für den Schächer.

Tolerant und duldend iſt der, der die Kunſt mit wahrem Enthuſiasmus liebt, er will, daß alles nach ſeinem Maaße in ſeinem Kreiſe ein eignes Leben führe, ſogar das Alberne und Abgeſchmackte, nur will er nicht, daß man das Gemeine an ſeine Götter reihe; ertragen will er alles, lieben und anbeten aber nur das Höchſte.

IX.

Die Farben.

So oft ich in die wunderbare Welt hineinblicke, und mir vorſtelle, ich ſchaute ſie zum erſtenmale an, ſo verwundre ich mich jedesmal über die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen, über die verſchiedenartigen Gebehrden, die jedes andre Weſen unter den übrigen macht. Wie alles lebendige und lebloſe, Creatur, Fels, Baum, Geſträuch, ſich mannigfaltig bewegt und rührt, wie es in andrer Organiſation da ſteht und das wirkende Leben in ihm Zweige und Blätter hervortreibt, oder in Gliedern, in Floſſen, in Flügeln auseinanderſtrebt. Die Pflanzenwelt und das Steinreich hängt mit Seel' und Leib unmittelbar mit der alles erzeugenden Erde zuſammen. Die Menſchen und

das Thiergeſchlecht machen einen für ſich beſtehenden Staat, ſie erzeugen ſich in ununterbrochener Folge durch ſich ſelbſt, ſie rufen nur die übrige Natur in ihrer Exiſtenz zur Hülfe.

Aber noch ſeltſamer fällt es mir auf, wenn ich die unterſchiedlichen Farben betrachte, wodurch alle Gegenſtände noch mehr getrennt, und denn gleichſam wieder verwandt und befreundet werden. Ein unbegreiflich geiſtiges Weſen zieht ſich als freundliche Zugabe über alle ſichtbaren Gegenſtände, es iſt nicht die Sache ſelbſt und doch unzertrennlich. Wie wunderſchön und bunt ſteht nun der grüne Wald mit ſeinen Bäumen, mit ſeinen heimlichen Blumen, mit ſeinen lebendigen Creaturen und gefärbten Vögeln da! Der Sonnenſchein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet ſich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm.

Dabey

Dabey kein ſtummes, einſames Schweigen: der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als eben ſo viele Zungen an, der Baum ſchüttelt ſich vor Freude, und wie in einer Harfe regen ſich und rauſchen unſichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Geſängen angefriſcht, tauſend Klänge und Stimmen irren, und verwirren ſich durch einander und eifern mit Geſangesheftigkeit; das Wild verſchweigt nicht ſeine Luſt, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie ſtille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, — welcher Geiſt, welche Freundſchaft rührt die unſichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß alles ſich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Geſang und Klang ergießt?

Wie ſoll ich aber den Glanz des Abend-, des Morgenrothes beſchreiben! Wie den

räthſelhaften Mondſchimmer und die wiederſpiegelnden Gluthen in Bach und Strom! Um Schmetterlinge, um Blumen ſpinnt ſich der rothe, blanke Glanz, und bleibt feſt, die Traube, die Kirſche werden vom weichen Abendroth befühlt und beſpiegelt, und in dem grünen Laube hängen grell die rothen Früchte. Beym Steigen, beym Sinken der Sonne, beym Schimmer des Mondes iſt die Natur in einer raſchen, unwillkührlichen Entzückung, in der ſie noch freygebiger iſt, noch weniger ſpart, und wie ein Pfau in ſtolzer Pracht allen Schmuck mit inniger Freude rauſchend aus einanderſchlägt. Unter den Tönen der Natur kann ich nichts als das Schmettern und Flöten der Nachtigall damit vergleichen, die einem Echo gegenüber ſingt.

So ſpreitet die ganze Natur dem Sonnenglanze Netze entgegen, um die funkeln-

den Schimmer feſtzuhalten und aufzufangen. So erſcheint mir die Tulpe als vergängliche Moſaik von flimmernden Abendſtrahlen, die Früchte ſaugen den Schein in ſich, und bewahren ihn fröhlich auf, ſo lange die Zeit es ihnen gönnt: wie die Bienen den Honig ſuchen, ſo wiegen ſich Schmetterlinge in den lauen Lüften, und ſtehlen von der Sonne manchen Kuß, bis ſie mit Himmelblau, mit Purpurroth und goldenen Streifen erglänzen. So ſpielt die Natur mit ſich ſelbſt in ewig reger, bewegter Klarheit. Wenn Wolken über die Sonne ziehn, dann entfliehn alle flammenden Lichter, der Glanz in Bäumen und Blumen erliſcht, die Farben ſtehn matter: Schatten und Schwärze vertilgen und dämpfen das Jauchzen, die triumphirende Freude der brennenden Welt.

Aber dennoch regiert gleichſam in den unterſten, geheimſten Tiefen der Erde eine

andre, unſichtbare Sonne. Wie ein furchtbarer Pluto waltet und belebt ſie in ihrem grauſen Orkus. Da erglänzen die Kryſtalle, ſie läßt ſeltne Strahlen an die Gold- und Silbererze anflimmern, mit ſparſamen Schimmer ſchmückt ſie ihr unergründliches, unzugängliches Reich aus. Die abgelegenen Brunnen rieſeln unterirrdiſch eine Todtenmelodie. Der Menſch holt aus den Schlüften die Edelſteine heraus, und macht ihnen aus ihrem Sarge Platz, daß die oberirrdiſche Sonne ſie beſcheinen kann, dann funkeln und glänzen ſie mit tauſend Strahlen, und nehmen oft ſein thörichtes Herz gefangen. Die Gold- und Silbererze werden ausgeſchmolzen und polirt, und nachgeahmte Sonnen rund daraus geprägt; oft fühlt er ſich nach dieſen mit allen Sinnen hingezogen, vergißt das Morgen- und Abendroth, die Natur, den grünenden Wald, der Vögelein

Gesang und sie mit ihrem verführenden Klang, ihrer Syrenenstimme sind ihm Gesang und Sonnenpracht, er stellt sie mit ihrem Funkelschein zu seinen Götzen auf, und leblose Metallstücke behandeln ihn wie ihren gedungenen Sklaven.

Die Musik hat das Schönste der Naturtöne gesammelt und veredelt, sie hat sich Instrumente gebaut, aus Metall und Holz, und der Mensch kann nun willkührlich eine Schaar von singenden Geistern erregen, so oft er will; die Kunst beherrscht das große, wunderbare Gebiet. Die wollüstige Phantasie hofft, einst einen noch höhern überirrdischen Gesang der Sphären anzutreffen, gegen den alle hiesige Kunst roh und unbeholfen ist.

Die Mahlerey hat aus Pflanzen, aus Thieren und Steinen die Farben an sich selbst erbeutet, und ahmt nun und verschö-

nere Gestalt und Färbung der wirklichen Natur. Die Künstler haben große und wunderbare Werke erschaffen; allein der Mahler kann auch wie der Musiker hoffen, vielleicht einst die großen, erhabenen Urbilder zu seinen Bildungen anzutreffen, die sich körperlos in den schönsten Formen bewegen.

Farbe ist freundliche Zugabe zu den Formen in der Natur, die Töne sind wieder Begleitung der spielenden Farbe. Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Gesträuchen ist eine willkührliche Musik im schönen Wechsel, in lieber Wiederholung: die Gesänge der Vögel, der Klang der Gewässer, das Geschrey der Thiere ist gleichsam wieder ein Baum- und Blumengarten: die lieblichste Freundschaft und Liebe schlingt sich in glänzenden Fesseln um alle Gestalten, Farben und Töne unzertrennlich. Eins zieht das

andre magnetiſch und unwiderſtehlich an ſich.

Die menſchliche Kunſt trennt Sculptur, Mahlerey und Muſik, jede beſteht für ſich, und wandelt ihren Weg. Aber immer iſt es mir vorgekommen, als wenn die Muſik für ſich in einer abgeſchloſſenen Welt leben könnte, nicht aber ſo die Mahlerey: zu jeder ſchönen Darſtellung mit Farben giebt es gewiß ein verbrüdertes Tonſtück, das mit dem Gemählde gemeinſchaftlich nur Eine Seele hat. Wenn dann die Melodie erklingt, ſo zucken gewiß noch neue Lebensſtrahlen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunſt ſpricht uns aus der Leinwand an, und Ton und Linie und Farbe dringen in einander, und vermiſchen ſich mit inbrünſtiger Freundſchaft in Eins. Dann hätten wir wohl die Kunſt als Gegenſtück zur Natur, als höchſt verſchönerte Natur, von un-

ſerer reinſten und höchſten Empfindung eingefaßt, vor uns. Darum geſchieht es wohl, daß in Kirchen zuweilen ſelbſt unbedeutende Bilder ſo wunderſam in uns hineinſprechen, und wie mit einer lebendigen Seele zu uns hinathmen, verwandte Töne verſcheuchen den todten Stillſtand, und erregen in allen Linien und Farbenpunkten ein Gewimmel von Leben. Die Sculptur will nur die Formen ausdrücken, ſie verſchmäht Farbe und Sprache; ſie iſt zu idealiſch, um etwas mehr zu wollen, als ſie ſelber iſt. Die Muſik iſt der letzte Geiſterhauch; das feinſte Element, aus dem die verborgenſten Seelenträume, wie aus einem unſichtbaren Bache ihre Nahrung ziehn; ſie ſpielt um den Menſchen, will nichts und alles; ſie iſt ein Organ, feiner als die Sprache, vielleicht zarter als ſeine Gedanken, der Geiſt kann ſie nicht mehr als Mittel als Organ brauchen, ſondern ſie iſt Sache

ſelbſt, darum lebt ſie und ſchwingt ſich in ihren eignen Zauberkreiſen. Die Mahlerey aber ſteht zu unſchuldig und faſt verlaſſen in der Mitte. Sie geht darauf aus, uns als Form zu täuſchen, ſie will das Geräuſch, das Geſpräch der belebten Welt nachahmen, ſie ſtrebt, lebendig ſich zu rühren, alle Kraft iſt angeregt, aber doch iſt ſie unmächtig und ruft die Muſik um Hülfe, um ihr ein groſſes Leben, Bewegung und Kraft zu leihen. Darum iſt es ſo ſchwer, ja faſt unmöglich, ein Gemählde zu beſchreiben, die Worte bleiben todt, und erklären ſelbſt in der Gegenwart nichts: ſobald die Beſchreibung ächt poetiſch iſt, ſo erklärt ſie oft, und ruft ein neues Entzükken, ein fröhliches Verſtändniß aus dem Bilde hervor, weil ſie wie Muſik wirkt, und durch Bilder und glänzende Geſtalten und Worte die verwandte Muſik der Töne erſetzt.

Wer läugnet es, daß ſie auch an ſich große Zwecke erfüllt? Sogar eine einzelne Blume in der Natur, ein einzelnes abgeriſſenes Blumenblatt kann uns entzücken. Es iſt nicht ſonderbar, daß wir an der bloßen Farbe ein Wohlgefallen äußern. In den abgeſonderten Farben ſprechen die verſchiedenen Naturgeiſter, wie die Himmelsgeiſter in den verſchiedenen Tönen der Inſtrumente. Wir können nicht ausſprechen, wie uns jede Farbe bewegt und rührt, denn die Farben ſelber ſprechen in zarterer Mundart zu uns: Es iſt der Weltgeiſt, der ſich daran freut, ſich auf tauſend Wegen zu verſtehn zu geben und doch zugleich zu verbergen; die abgeſonderten Farben ſind ſeine einzelnen Laute, wir horchen aufmerkſam darauf hin, wir merken wohl, daß wir etwas vernehmen, doch können wir keinem andern, uns ſelber nicht Kunde davon brin-

gen; aber eine geheime magiſche Freude durchſtrömt uns, wir glauben uns ſelbſt zu erkennen, und uns einer alten, unendlich ſeligen Geiſterfreundſchaft zu erinnern.

X.

Die Ewigkeit der Kunst.

Es geschieht nicht selten, daß Leute unsern Enthusiasmus dadurch zu hemmen suchen, daß sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge vor die Augen stellen. Vielen Gemüthern ist es eigen, daß ihre Phantasie schon unwillkührlich die Bilder von Tod und Ewigkeit erweckt, um der etwanigen Begeisterung ein bestimmtes Ziel zu setzen. Auf diese Geschicklichkeit setzen sie einen hohen Werth, und meinen, daß nur das sogenannte Unvergängliche und Unsterbliche ihrer Anbetung würdig sey.

Wenn wir die Zahl der Gestirne betrachten und erwägen, den Lauf der Zeit, die schon über so manche Vergangenheit hinübergeschritten ist, wenn wir uns dann in

die bodenloſe Tiefe der Ewigkeit verlieren, ſo erzittert der Menſch oft in ſich ſelber, und ſagt zu ſich: Wie kannſt Du den Preis dieſer kleinen Gegenwart ſo hoch anſchlagen, da ſie ſich wie ein unbemerkter Punkt in dem unermeßlichen Ocean verläuft? Was kann Deine innige Verehrung verdienen, da Du nicht ſicher biſt, ob nicht blinde Vergeſſenheit alle Deine Götter einmal verſchlingt?

Wenn nun vor dem Bilde eines Helden, eines großen Künſtlers unſre Seele in wollüſtigen Schauern zittert, wenn wir gleichſam die ganze Welt und alle ihre Menſchen in dieſen Einen Moment, in dieſe Eine Anbetung zuſammenpreſſen möchten, und wie das innerſte Rad eines Uhrwerks allen übrigen Seelen denſelben Schwung mittheilen wollten: ſo lächelt ein andrer oft wehmüthig und mit ſtiller Größe über unſern lautſchallenden Hymnus, und zeigt auf die tiefen

Abgründe der Vergangenheit, auf die unbekannte ewige Zukunft, wir ſcheuen ihn wie thörichte Kinder, und er möchte uns gar zu gern wieder das Gefühl der allgemeinen Unbedeutenheit mittheilen.

Gern möchteſt Du uns dadurch alles Große und Edle alltäglich machen, durch den ſchwarzen Schatten des Todes ſtrebſt Du allen Glanz zu verlöſchen. Du bildeſt Dir ein, die bloße Vorſtellung der Vernichtung, das blinde Ungeheuer Zeit dürften über unſere höchſte und reinſte Liebe triumphiren, unbekannten Götzenbildern müſſe alles ſich neigen, und deſto furchtbarer ſey die Gewalt, je räthſelhafter und unverſtändlicher ſie ſey.

Wenn wir in reicher, friſcher Lebensgegenwart unbefangene Blicke auf die Welt und in unſer Inneres werfen, wenn wir den hohen Gang der edelſten Geiſter wahrneh-

men und alle ihre Thaten, Gesinnungen und Kunst ganz nahe an unsern Herzen fühlen, dann erscheinen uns die Phantome trüb' und leer, die sonst unsre Phantasie gar zu leicht mit Entsetzen und Ehrfurcht erfüllen, wir empfinden es lebendigst, wie unsre Liebe ewig sey, wie kein Tod sie beschatten könne, kein Bild der Ewigkeit sie unbedeutend machen dürfe.

Wir haben uns an die Vorstellung gewöhnt, Ewigkeit nur unter dem Bilde der zukünftigen Zeit zu denken, so mit schwindelndem Blick in die ungemeßne Länge künftiger Jahre hinabzuschauen, und uns den wiederkehrenden Kreislauf von Begebenheiten und Ereignissen dazu zu denken. Eine lange Reihe unkenntlicher Gestalten zwingt uns eine blinde Ehrfurcht ab, wir entsetzen uns vor einem trüben Bilde unsrer eignen Phantasie, wir fürchten uns vor uns selber.

Iſt es denn die majeſtätiſche Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergeſſen, daß die Gegenwart eben ſo gut ewig zu nennen ſey, daß die Ewigkeit ſich in den Unfang einer Handlung, eines Kunſtwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil ſie unvergänglich daure, ſondern weil jene groß, weil dieſes vollendet iſt. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichſam nach innen, in einem Fruchtkorn ſieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, ſondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunſt iſt, iſt ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöſcht, die Dauer iſt zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunſtwerk trägt die Ewigkeit in ſich ſelbſt, die Zeit iſt ein zu grober

Stoff,

Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. — In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemählde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben

ſie auf und zerſtören ſie, denn ſie ſchieben dem Geiſtigſten, in ſich Fertigſten einen groben Stoff als nothwendige Bedingung unter, da die Kunſt in ſich keine Bedingungen kennt, und ihr Ganzes keine Theile hat.

Dergleichen Art, den Tod jedem Leben beyzumiſchen, iſt überhaupt manierirte Poeſie, es ſind Striche und Linien, die innerhalb des Rahmens groß und keck ſcheinen mögen, die aber, neben einem andern wahrhaft großen Gemählde geſehn, verſchwinden, und nur eine gewiſſe, beſtimmte Geſchicklichkeit des Meiſters verrathen.

Laſſet uns darum unſer Leben in ein Kunſtwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann ſchon irrdiſch unſterblich ſind.

Zweyter Abschnitt.

Anhang
einiger musikalischen Aufsätze
von
Joseph Berglinger.

Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasien über die Kunst der Musik, vorzuglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich Einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens be-

freundeten unſre Gefühle ſich immer inniger mit einander. In dieſen ſeinen kleinen Aufſätzen übrigens, welche die Blüthen einzelner ſchöner Stunden ſind, wird man mit Freuden diejenige melodiſche Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff ſeines wirklichen Lebens überſehen, mit ſo bitterer Betrübniß vermiſſen.

I.

Ein wunderbares morgenländiſches Mährchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland iſt die Heimath alles Wunderbaren, in dem Alterthume und der Kindheit der dortigen Meynungen findet man auch höchſt ſeltſame Winke und Räthſel, die immer noch dem Verſtande, der ſich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft ſeltſame Weſen, die wir wahnſinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Weſen verehrt werden. Der orientaliſche Geiſt betrachtet dieſe nackten Heiligen als die wunderlichen Behältniſſe eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments ſich in eine menſchliche Geſtalt verirrt hat, und ſich nun nicht nach

Menſchen-Weiſe zu gebehrden weiß. Auch ſind ja alle Dinge in der Welt ſo oder anders, nachdem wir ſie ſo oder anders betrachten; der Verſtand des Menſchen iſt eine Wundertinctur, durch deren Berührung alles, was exiſtirt, nach unſerm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieſer nackten Heiligen in einer abgelegenen Felſenhöle, der ein kleiner Fluß vorüberſtrömte. Niemand konnte ſagen, wie er dorthin gekommen, ſeit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Caravane hatte ihn zuerſt entdeckt, und ſeitdem geſchahen häufige Wallfahrten nach ſeiner einſamen Wohnung.

Dieſes wunderliche Geſchöpf hatte in ſeinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in ſeinen Ohren das Rad der Zeit ſeinen ſauſenden Umſchwung nehmen. Er

konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angst, die ihn in immerwährender Arbeit anstrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu sehn und zu hören, als wie sich mit Brausen, mit gewaltigem Sturmwindssausen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinüberreichte. Wie ein Wasserfall von tausend und aber tausend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterstürzten, sich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillstand, ohne die Ruhe einer Sekunde ergossen, so tönte es in seine Ohren, und alle seine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, seine arbeitende Angst war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingerissen, immer ungeheurer verwilderten die einförmigen Töne durch einander: er konnte nun nicht ruhn, sondern man sah ihn Tag

und Nacht in der angeſtrengteſten, heftigſten Bewegung, wie eines Menſchen, der bemüht iſt, ein ungeheures Rad umzudrehen. Aus ſeinen abgebrochenen, wilden Reden erfuhr man, daß er ſich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilſchnellen Umſchwunge mit der ganzen Anſtrengung ſeines Körpers zu Hülfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick ſtillzuſtehn. Wenn man ihn fragte, was er thue, ſo ſchrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: Ihr Unglückſeligen! hört Ihr denn nicht das rauſchende Rad der Zeit? und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß ſein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Gebehrden legte er die Hand auf ſein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in ſeinem ewigen Gange ſey. Er wüthete, wenn

er sah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig standen, und ihm zusahen, oder hin und wieder gingen und mit einander sprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhaltsamen Umschwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortsausen der Zeit; er knirschte mit den Zähnen, daß sie von dem Getriebe, in dem auch sie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten; er schleuderte sie von sich, wenn sie ihm in der Raserey zu nahe kamen. Wollten sie sich nicht in Gefahr setzen, so mußten sie seine angestrengte Bewegung lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde seine Raserey, wenn es sich zutrug, daß in seiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Mensch, der ihn nicht kannte, etwa bey seiner Höle Kräuter sammelte oder Holz

fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch jemand an dieſe kleinlichen irrdiſchen Beſchäftigungen denken konnte; wie ein Tygerthier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus ſeiner Höle, und wenn er den Unglücklichen erhaſchen konnte, ſchlug er ihn mit einem einzigen Schlage todt zu Boden. Schnell ſprang er dann in ſeine Höle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wüthete aber noch lange fort, und ſprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menſchen möglich ſey, noch etwas anders zu treiben, ein taktloſes Geſchäft vorzunehmen.

Er war nicht im Stande, ſeinen Arm nach irgend einem Gegenſtande auszuſtrekken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andre Menſchen. Eine zitternde Angſt

flog durch alle ſeine Nerven, wenn er nur ein einzigmal verſuchen wollte, den ſchwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmal in ſchönen Nächten, wenn der Mond auf einmal vor die Öffnung ſeiner finſtern Höle trat, hielt er plözlich inne, ſank auf den Boden, warf ſich umher und winſelte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sauſen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe laſſe, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu ſchaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnſucht nach unbekannten ſchönen Dingen; er bemühte ſich, ſich aufzurichten und Hände und Füße in eine ſanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er ſuchte etwas *beſtimmtes unbekanntes*, was er ergreifen und woran er ſich hängen wollte; er wollte ſich außerhalb oder in ſich vor ſich ſelber retten, aber ver-

geblich! Sein Weinen und ſeine Verzweiflung ſtieg aufs höchſte, mit lautem Brüllen ſprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-ſauſenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einſt aber war eine wunderſchöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden ſeiner Höle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weit übergebreiteten, beſchirmenden Schilde, und der Mond ſtrahlte von den hellen Wangen ſeines Antlizes ein ſanftes Licht, worin die grüne Erde ſich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menſchen waren in dunkle Felſengeſtalten und dämmernde Geiſterpal-

läste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwey Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seele erhellt und aufgelöst, ihre leisesten Gefühle zerflossen und wogten vereinigt in uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andre zauberische Instrumente, zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und nieder-

wallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahndungsschauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Liebe in dem Firmamente
Unter uns in blanker Fluth,
Zündet Sternglanz, keiner brennte
Gäbe Liebe nicht den Muth:
Uns, vom Himmelsachem gefächelt,
Himmel und Wasser und Erde lächelt.

Mondschein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen schlummern schon,
In der Waldung Heiligthumen
Waltet, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit dem ersten Tone der Musik und des Gesanges war dem nackten Heiligen das sausende Rad der Zeit verschwunden. Es waren die ersten Töne, die in dirse Einöde fielen; die unbekannte Sehnsucht war gestillt, der Zauber gelöst, der verirrte Genius aus seiner irrdischen Hülle befreyt. Die Gestalt des Heiligen war verschwunden, eine engelschöne Geisterbildung, aus leichtem Dufte gewebt, schwebte aus der Höle, streckte die schlanken Arme sehnsuchtsvoll zum Himmel empor, und hob sich nach den Tönen der Musik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte schwebte die helle Luftgestalt, von den sanftschwellenden Tönen der Hörner und des Gesanges emporgehoben; — mit himmlischer Fröhlichkeit tanzte die Gestalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume schwam-

men, immer höher ſchwang er ſich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und flog endlich in geſchlängelten Windungen zwiſchen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellſtrahlenden himmliſchen Ton durch die Lüfte, bis der Genius ſich in das unendliche Firmament verlor.

Reiſende Caravanen ſahen erſtaunend die nächtliche Wundererſcheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Muſik zu erblicken.

II.

Die Wunder der Tonkunſt.

Wenn ich es ſo recht innig genieße, wie der leeren Stille ſich auf einmal, aus freyer Willkühr, ein ſchöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporſteigt, ſich in Lüften wiegt, und wieder ſtill zur Erde herabſinkt; — da entſprießen und drängen ſich ſo viele neue ſchöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu laſſen weiß. — Bald kommt Muſik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der ſich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen ſtolzierend hinaufſchwebt, und Götter und Menſchen durch ſeinen Flügelſchwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Muſik ſey wie ein Kind, das todt im Grabe lag, — ein röthlicher Sonnenſtrahl vom

Himmel entnimmt ihm die Seele ſanft, und es genießt, in himmliſchen Aether verſetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerſchönſten menſchlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald iſt die Tonkunſt mir ganz ein Bild unſers Lebens: — eine rührend-kurze Freude, die aus dem Nichts entſteht und ins Nichts vergeht, — die anhebt und verſinkt, man weiß nicht warum: — eine kleine fröhliche grüne Inſel, mit Sonnenſchein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean ſchwimmt. —

Fragt den Tonmeiſter, warum er ſo herzlich fröhlich ſey auf ſeinem Saitenſpiel. »Iſt nicht,« wird er antworten, »das ganze Leben ein ſchöner Traum? eine liebliche Seifenblaſe? Mein Tonſtück desgleichen.« —

Wahrlich, es iſt ein unſchuldiges, rüh-

rendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen ſich zu freuen! Eine kindliche Freude! — Wenn andre ſich mit unruhiger Geſchäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böſer Inſekten, umſchwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, ſo tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unſchuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit friſchen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige Verſöhnung zerfließe. — Wenn andre über ſelbſterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Wizzes ſpielen, oder in der Einſamkeit mißgeſtaltete Ideen brüten, die, wie die geharniſchten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll ſich ſelber verzehren; — o, ſo ſchließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege der

Welt, — und ziehe mich ſtill in das Land der Muſik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unſre Zweifel und unſre Leiden ſich in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menſchen vergeſſen, wo kein Wort- und Sprachengeſchnatter, kein Gewirr von Buchſtaben und monſtröſer Hieroglyphenſchrift uns ſchwindlich macht, ſondern alle Angſt unſers Herzens durch leiſe Berührung auf einmal geheilt wird. — Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimniſſe uns offenbart? — Ach nein! aber ſtatt aller Antwort und Offenbarung werden uns luftige, ſchöne Wolkengeſtalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wiſſen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geiſterweſen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle

die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüth bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschaun von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: »Das ist's, was ich meyne! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!« —

Laß sie spotten und höhnen, die andern, die wie auf rasselnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

Wohl dem, der, wann der irdische Boden untreu unter seinen Füßen wankt, mit

heitern Sinnen auf luſtige Töne ſich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald ſanft ſich wiegt, bald muthig dahertanzt, und mit ſolchem lieblichen Spiele ſeine Leiden vergißt!

Wohl dem, der, (müde des Geworbes, Gedanken feiner und feiner zu ſpalten, welches die Seele verkleinert,) ſich den ſanften und mächtigen Zügen der Sehnſucht ergiebt, welche den Geiſt ausdehnen und zu einem ſchönen Glauben erheben. Nur ein ſolcher iſt der Weg zur allgemeinen, umfaſſenden Liebe, und nur durch ſolche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dieß iſt das herrlichſte und das wunderbarſte Bild, ſo ich mir von der Tonkunſt entwerfen kann, — obwohl es die meiſten für eitle Schwärmerey halten werden. —

Aber aus was für einem magiſchen Präparat ſteigt nun der Duft dieſer glänzenden Geiſtererſcheinung empor? — Ich ſehe zu,

— und finde nichts, als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holz, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdrath. — Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu unsern Tönen mitklingt, und dem menschlichen Zahlengewebe die himmlische Kraft verleiht. —

Und wie gelangte denn der Mensch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erz tönen zu lassen? Wie kam er zu der köstlichen Erfindung dieser über alles seltsamen Kunst? — Das ist ebenfalls wiederum so merkwürdig und sonderlich, daß ich die Geschichte, wie ich sie mir denke, kürzlich hersetzen will.

Der Mensch ist ursprünglich ein gar unschuldiges Wesen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unser kleines Gemüth

von hundert unsichtbaren kleinen Geistern genährt und erzogen, und in allen artigen Künsten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich seyn, durch's Weinen lernen wir traurig seyn, durch's Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben ist, anbeten. Aber so wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wissen, so wissen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu spielen, und verwechseln und verwirren in dieser Schule der Empfindungen noch alles durch einander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen sind, so verstehen wir die Empfindungen, sey es nun Fröhlichkeit, oder Betrübniß, oder jede andre, gar geschickt anzubringen, wo sie hingehören; und da führen wir sie manchmal recht schön, zu unsrer eigenen Befriedigung, aus. Ja, obwohl diese Dinge

eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unſers gewöhnlichen Lebens ſind, ſo finden wir doch ſo viel Luſt daran, daß wir die ſogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wuſt und Geflecht des irdiſchen Weſens, worin ſie verwickelt ſind, ablöſen, und ſie uns zum ſchönen Angedenken beſonders ausführen, und auf eigene Weiſe aufbewahren. Es ſcheinen uns dieſe Gefühle, die in unſerm Herzen aufſteigen, manchmal ſo herrlich und groß, daß wir ſie wie Reliquien in koſtbare Monſtranzen einſchließen, freudig davor niederknieen, und im Taumel nicht wiſſen, ob wir unſer eignes menſchliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieſer Aufbewahrung der Gefühle ſind nun verſchiedene ſchöne Erfindungen gemacht worden, und ſo ſind alle ſchönen

Künste entstanden. Die Musik aber halte ich für die wunderbarste dieser Erfindungen, weil sie menschliche Gefühle auf eine übermenschliche Art schildert, weil sie uns alle Bewegungen unsers Gemüths unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonieen eingekleidet, über unserm Haupte zeigt, — weil sie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wissen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüths auf dieselben schönen Harmonieen zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die ächte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das

ſchönſte Kleinod iſt, das der Menſch erlangen kann; — jene Heiterkeit meyn' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erſcheint, da wir im wildeſten Gewühle der Menſchen einen ſchönen Zuſammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Weſen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

Wenn ich in meiner Einfalt unter freyem Himmel vor Gott glückſelig bin, — indeß die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausſpannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da iſt's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem Himmel lautjauchzend für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der ſogenannte Künſtler unter den Menſchen? Er hat mir

zugeſehen, geht, innerlich erwärmt, ſtillſchweigend daheim, läßt ſein ſympathetiſches Entzücken auf lebloſem Saitenſpiel weit herrlicher daherrauſchen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Menſch je geredet hat, deren Heimath niemand kennt, und die jeden bis in die innerſten Nerven ergreift. —

Wenn mir ein Bruder geſtorben iſt, und ich bey ſolcher Begebenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel ſitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter geweſen als ich, — dann, — indeß hinter meinem Rücken ſchon die ſpottende Zukunft ſteht, und über den ſchnell vergänglichen Schmerz des Menſchen lacht, — dann ſteht der Tonmeiſter vor mir, und wird von all' dem jammervollen Händeringen ſo bewegt, daß er den ſchönen Schmerz daheim auf ſeinen Tönen nachgebehrdet, und

mit Luſt und Liebe die menſchliche Betrübniß verſchönert und ausſchmückt, und ſo ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefſten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längſt das angſtvolle Händeringen um meinen todten Bruder verlernt habe, und dann einmal das Werk ſeiner Betrübniß höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eignes, ſo glorreich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüth an der wunderbaren Schöpfung. —

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieſes ganze liebliche Spielwerk herabſehen, das wir die Kunſt nennen, — ſo müſſen ſie wehmüthig lächeln über das Kinderge-ſchlecht auf der Erde, und lächeln über die unſchuldige Erzwungenheit in dieſer Kunſt der Töne, wodurch das ſterbliche Weſen ſich zu ihnen erheben will. — —

III.

Von den verſchiedenen Gattungen in jeder Kunſt, und insbeſondre von verſchiedenen Arten der Kirchenmuſik.

Es kommt mir allemal ſeltſam vor, wenn Leute, welche die Kunſt zu lieben vorgeben, in der Poeſie, der Muſik, oder in irgend einer andern Kunſt, ſich beſtändig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche ſelbſt Künſtler ſind, mehrentheils ſo eingerichtet, daß ſie ſich nur in einem Felde ihrer Kunſt ganz wie zu Hauſe fühlen, und nur auf dieſem ihrem vaterländiſchen Boden Kraft und Muth genug haben, ſelber zu ſäen und zu pflanzen; ſo

kann

kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunst nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen sich freuen sollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele gebohren! — Aber freylich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur so zu schmähen, — es scheinen viele der heutigen Menschen mit so sparsamen Funken der Liebe begabt zu seyn, daß sie dieselbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, sie sind stolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel verachten sie es, den Geist auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; sie machen sich ein desto größeres Verdienst aus der engen Beschränkung auf gewisse Lieblingswerke, und glauben diese desto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke sie verachten.

So ist es sehr häufig, daß Einige bloß

an fröhlichen und komiſchen, Andre bloß an ernſthaften und tragiſchen Sachen Gefallen zu finden ſich beſtreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, ſo ſehe ich, daß das Schickſal ſeinen Weberſpul nur ſo hin oder ſo hin zu werfen braucht, um in denſelben Menſchenſeelen im Augenblick ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel hervorzubringen. Daher ſcheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunſt mich und mein ganzes Weſen ihrem waltenden Schickſale willig hingebe. Ich löſe mich los von allen Banden, ſeegle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und ſteige gern, wo immer der himmliſche Hauch von oben mich heranwehet, ans Land. —

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es ſchöner ſey, in der kleinen Winterſtube, beym Licht, in einem herrlichen Kreiſe

von Freunden zu ſitzen, — oder ſchöner, einſam auf hohen Bergen die Sonne über köſtliche Fluren ſcheinen zu ſehen: — was ſollte man antworten? Wer in ſeiner Bruſt ein Herz verwahrt, dem am wohlſten iſt, wenn es ſich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und ſchlagen kann, der wird jede ſchöne Gegenwart mit Entzücken an ſich reißen, um ſein liebes Herz in dieſem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin ſind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur Stola und zur Prieſterweihe auserwählt ſind, ein treffliches Vorbild. Ein ſolcher Mann, dem das, worauf die andern Menſchen nicht Zeit genug verwenden können, (weil der Schöpfer das Weſen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat,) zum ſchönen Geſchäfte gemacht iſt, nämlich ſeine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten, — ſo daß die kleineren

Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Weſen in Ihn als in einen Strom ſich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausſtrömt; — ein ſolcher Mann findet überall im Leben ſchöne Anläſſe, ſeinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er ſchlägt aller Orten Altäre auf, und ſeinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildniß des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieſer Welt hervor. — Und ſo, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunſt hat mich zu einem kühnen Gleichnißbilde verleitet, — ſo ſollte auch derjenige beſchaffen ſeyn, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunſt niederknieen, und ihr die Huldigung einer ewigen und unbegränzten Liebe darbringen wollte. — —

In der herrlichen Kunſt, die der Himmel bey meiner Geburt wohlthätig für mich

ausgesucht hat, (wofür ich ihm, so lang' ich lebe, dankbar bin,) ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich gerade höre, mir jedesmal die erste und vortrefflichste zu seyn scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß, und zugleich der ächte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sey, wenn man über dies eine alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verschiedensten Arten in der Tonkunst, als zum Beyspiel die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der ersteren hinneigt und auf dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten, und von

ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meynung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urtheilen, ist die geistliche Musik freylich die edelste und höchste, so wie auch in den Künsten der Mahlerey und Poesie der heilige, Gott-geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drey Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Mahlerey, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmoni-

ſcher Vereinigung einer ganzen Schaar lebendiger Weſen, von den Dingen des Himmels zu ſprechen wagt.

Allein auch dieſe heilige Muſe redet von den Dingen des Himmels nicht beſtändig auf einerley Art, ſondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verſchiedene Weiſe zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verſtehet, ein Balſam für das menſchliche Herz iſt.

Bald geht ſie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt ſich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künſtlichen Harmonieen in allerley liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an ſeinem Geburtstage eine Rede oder einen dramatiſchen Actus halten, da ſich denn jenes wohl gefallen

läſſet, wenn ſie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweiſen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geſchicklichkeiten und erlangten Künſte ablegen. Oder man kann auch ſagen, daß dieſe Art der Kirchenmuſik den Character derjenigen Menſchen ausdrückt, welche ſich gern mit vielen muntern und artig geſetzten Worten über die Größe Gottes auslaſſen mögen, welche ſich verwundern und herzlich-lächelnd ſich darüber freuen, daß Er um ſo vieles größer iſt als ſie ſelber. Sie kennen keine andre Erhebung der Seele als eine fröhliche und zierliche; ſie wiſſen in ihrer Unſchuld für Ihn keine andere und beſſere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die ſie gegen einen edlen menſchlichen Wohlthäter gebrauchen, und ſie ſind nicht verlegen, von den kleinſten Freuden und Genüſſen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken

an den Vater des Weltalls überzugehen. — Dieſe Art der Kirchenmuſik pflegt die häufigſte und beliebteſte zu ſeyn, und ſie ſcheint wirklich das Gemüth des größten Theils der Menſchen vorzuſtellen.

Eine andre, erhabene Art iſt nur wenigen auserwählten Geiſtern eigen. Sie ſehen ihre Kunſt nicht, (wie die meiſten thun,) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherley verſchiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zuſammenzuſetzen, und nicht dies Gebäude iſt ihr höchſter Zweck; — ſie gebrauchen vielmehr große Maſſen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu mahlen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, ſondern ſchlagen die Luft

mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächst die geschickte Hand des Gärtners bewundern; sondern sie schaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unsre Gedanken zunächst zu Gott erheben. — — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsre Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher. — Diese Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maaße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz

vergeſſen, und dreiſt genug ſind, mit lauter, ſtolzer Trompetenſtimme die Größe des Höchſten der Erde zu verkündigen. Im freyen Taumel des Entzückens glauben ſie das Weſen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerſte begriffen zu haben; ſie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß ſie mit aller Macht zu ihm hinaufſtreben, und ſich anſtrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es giebt noch einige ſtille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig ſcheint, zu Gott in der Melodie irdiſcher Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, ſeine ganze Erhabenheit kühn in ihr menſchliches Weſen aufzunehmen: — auch iſt jene Fröhlichkeit ihnen unverſtändlich, und zu dieſer dreiſten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Dieſe liegen mit ſtets gefaltenen Händen und geſenk-

tem Blick betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß ſie mit der beſtändigen Vorſtellung ihrer Schwäche und Entfernung von Ihm, und mit der wehmüthigen Sehnſucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geiſt erfüllen und nähren. — Dieſen gehört jene alte, chocalmäßige Kirchenmuſik an, die wie ein ewiges »Miserere mei Domine!« klingt, und deren langſame, tiefe Töne gleich ſündenbeladenen Pilgrimmen in tiefen Thälern dahinſchleichen. — Ihre bußfertige Muſe ruht lange auf denſelben Accorden; ſie getraut ſich nur langſam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechſel der Accorde, auch der allereinfachſte, wälzt in dieſem ſchweren, gewichtigen Fortgange unſer ganzes Gemüth um, und die leiſe-vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erſchöpft den letzten Athem unſers ge-

ſpannten Herzens. Manchmal treten bittere, herzzerknirſchende Accorde dazwiſchen, wobey unſre Seele ganz zuſammenſchrumpft vor Gott; aber dann löſen kryſtallhelle, durchſichtige Klänge die Bande unſers Herzens wieder auf, und tröſten und erheitern unſer Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Geſanges noch langſamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewiſſen feſtgehalten, windet ſich die innige Demuth in mannichfach-verſchlungenen Beugungen herum, und kann ſich von der ſchönen Bußübung nicht trennen, — bis ſie endlich ihre ganze aufgelöſte Seele in einem langen, leiſe-verhallenden Seufzer aushaucht. —

IV.

Fragment

aus einem Briefe Joseph Berglingers.

— Neulich, lieber Pater, am Festtag, hab' ich einen köstlichen Abend genossen. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr durch die Gässen der Vorstadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein

offenſtehender Gartenſaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollſten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichſten und heiterſten Empfindungen beſucht.

Auf grünem Raſen ſaßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinſtrumenten die munterſten, luſtigſten Frühlingstöne hervor, ſo friſch, wie das junge Laub, das ſich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an; und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, ſo oft ich Tanzmuſik höre, fällt es mir in den Sinn, daß dieſe Art der Muſik offenbar die beteudenſte und beſtimmteſte Sprache führt, und daß ſie nothwendig die eigentlichſte, die älteſte und urſprüngliche Muſik ſeyn muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentische, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsameren Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schaar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigne Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich seyn, — hier aber stimmten

Alle

Alle zur Harmonie des Vergnügens zuſammen. Und wenn auch freylich nicht jedem von der Muſik und all' dem bunten Weſen wirklich im Innern ſo erfreulich zu Muthe ſeyn mochte als mir, — ſo war für mich doch dieſe ganze lebendige Welt in einen Lichtſchimmer der Freude aufgelöſ't, — die Oboen- und Hörnertöne ſchienen mir wie glänzende Strahlen um alle Geſichter zu ſpielen, und es dünkte mich, als ſäh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geiſt, verklärt durch die Muſik, drang durch alle die verſchiedenen Phyſiognomieen bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauſpiel vor, das ich ſelber gemacht, oder wie ein Kupferſtich, den ich ſelber gezeichnet: ſo gut glaubte ich zu ſehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das ſey, was ſie ſeyn ſollte.

Dieſe angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis ſich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß ſich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Schaaren zogen heim, der Garten ward dunkel, einſam und ſtill, — zuweilen ſchwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn wie ein ſeliger Geiſt in dem milden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor ſo lebendige Natur war in ein leiſes Fieber melancholiſcher Wehmuth aufgelöſ't. Das Schauſpiel der Welt war für dieſen Tag zu Ende, — meine Schauſpieler nach Hauſe gegangen, — der Knäuel des Gewühls für heute gelöſ't. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geſchmückte Hälfte ſeines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern ſchwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne geſtickt

ſind, das Gehäuſe der Welt umhängt, — und nun ſchliefen alle ſeine Geſchöpfe in Frieden. Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenſtillſtand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und ſo immer fort, bis in die fernſten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende abſehen. —

Ach! dieſer unaufhörliche, eintönige Wechſel der Tauſende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menſchen, und das ganze Leben des geſammten Weltkörpers nichts iſt, als ſo ein unaufhörliches, ſeltſames Brettſpiel ſolcher weißen und ſchwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wuſt von Trümmern, worauf unſer Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und ſich an der Kunſt, der Großen, Beſtändigen,

die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — — —

V.

Das eigenthümliche innere Weſen der Tonkunſt, und die Seelenlehre der heutigen Inſtrumentalmuſik.

Der Schall oder Ton war urſprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affecten auszudrücken ſtrebten, indem ſie, wenn ihr Inneres erſchüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geſchrey und Trommelſchlag erſchütterten, gleichſam um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemüthsempörung in's Gleichgewicht zu ſetzen. Nachdem aber die unaufhaltſam-wirkende Natur die urſprünglich in Eins verwachſenen Kräfte der menſchlichen Seele, durch viele Säkula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren

Zweigen aus einander getrieben hat; ſo iſt, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunſtreiches Syſtem aufgebaut, und alſo auch in dieſem Stoff, ſo wie in den Künſten der Formen und Farben, ein ſinnliches Abbild und Zeugniß, von der ſchönen Verfeinerung und harmoniſchen Vervollkommung des heutigen menſchlichen Geiſtes, niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtſtrahl des Schalls iſt in ein buntes, funkelndes Kunſtfeuer zerſplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dies konnte aber nicht anders geſchehen, als das zuvor mehrere weiſe Männer in die Orakelhöhlen der verborgenſten Wiſſenſchaft hinunterſtiegen, wo die allzeugende Natur ſelbſt ihnen die Urgeſetze des Tons enthüllte. Aus dieſen geheimnißreichen Grüften brachten ſie die neue Lehre, in tiefſinnigen Zahlen geſchrieben, an's Tageslicht, und ſetzten hiernach

eine feſte, weisheitvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zuſammen, welche die reiche Quelle iſt, aus der die Meiſter die mannigfaltigſten Tonarten ſchöpfen.

Die ſinnliche Kraft, welche der Ton von ſeinem Urſprunge her in ſich führt, hat ſich durch dieſes gelehrte Syſtem eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeſchreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bey keiner andern Kunſt zu finden iſt, hat durch das Syſtem eine wunderbare Bedeutſamkeit gewonnen. Es hat ſich zwiſchen den einzelnen mathematiſchen Tonverhältniſſen und den einzelnen Fibern des menſchlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunſt ein reichhaltiges und bildſames Maſchinenwerk zur Abſchilderung menſchlicher Empfindungen geworden iſt.

So hat ſich das eigenthümliche Weſen der heutigen Muſik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngſte unter allen Künſten iſt, gebildet. Keine andre vermag dieſe Eigenſchaften der Tiefſinnigkeit, der ſinnlichen Kraft, und der dunkeln, phantaſtiſchen Bedeutſamkeit, auf eine ſo räthſelhafte Weiſe zu verſchmelzen. Dieſe merkwürdige, enge Vereinigung ſo widerſtrebend-ſcheinender Eigenſchaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieſelbe auch viele ſeltſame Verwirrungen in der Ausübung und im Genuſſe dieſer Kunſt, und viel thörichten Streit unter Gemüthern, welche ſich niemals verſtehen können, hervorgebracht hat.

Die wiſſenſchaftlichen Tiefſinnigkeiten der Muſik haben manche jener ſpeculirenden Geiſter herangelackt, welche in allem ihren Thun ſtreng und ſcharf ſind, und das Schöne nicht

aus offener, reiner Liebe, um ſein ſelbſt willen, aufſuchen, ſondern es nur des Zufalls halber ſchätzen, daß beſondre, ſeltene Kräfte daran aufzureiben waren. Anſtatt das Schöne auf allen Wegen, wo es ſich freundlich uns entgegenbietet, wie einen Freund willkommen zu heißen, betrachten ſie ihre Kunſt vielmehr als einen ſchlimmen Feind, ſuchen ihn im gefährlichſten Hinterhalt zu bekämpfen, und triumphiren dann über ihre eigne Kraft. Durch dieſe gelehrten Männer iſt das innere Maſchinenwerk der Muſik, gleich einem künſtlichen Weberſtuhle für gewirkte Zeuge, zu einer erſtaunenswürdigen Vollkommenheit gebracht worden; ihre einzelnen Kunſtſtücke aber ſind oftmals nicht anders als in der Mahlerey vortreffliche anatomiſche Studien und ſchwere academiſche Stellungen zu betrachten.

Traurig anzuſehn iſt es, wenn dies frucht-

bare Talent ſich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüth verirrt hat. In einer fremden Bruſt ſchmachtet alsdann das phantaſtiſche Gefühl, das unberedt in Tönen iſt, nach der Vereinigung, — indeß die Schöpfung, die Alles erſchöpfen will, mit ſolchen ſchmerzlichen Naturſpielen nicht ungern wehmüthige Verſuche anzuſtellen ſcheint.

Demnach hat keine andre Kunſt einen Grundſtoff, der ſchon an ſich mit ſo himmliſchen Geiſte geſchwängert wäre, als die Muſik. Ihr klingender Stoff kommt mit ſeinem geordneten Reichthume von Akkorden den bildenden Händen entgegen, und ſpricht ſchon ſchöne Empfindungen aus, wenn wir ihn auch nur auf eine leichte, einfache Weiſe berühren. Daher kommt es, daß manche Tonſtücke, deren Töne von ihren Meiſtern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem muſiviſchen Gemählde, bloß

regelrecht, aber ſinnreich und in glücklicher Stunde, zuſammengeſetzt wurden, — wenn ſie auf Inſtrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poeſie reden, obwohl der Meiſter wenig daran gedacht haben mag, daß in ſeiner gelehrten Arbeit, der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, ſo herrlich ſeine Flügel ſchlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Stern gebohrne, und innerlich harte und unbewegliche Geiſter täppiſch in die Töne hinein, zerren ſie aus ihren eigenthümlichen Sitzen, ſo daß man in ihren Werken nur ein ſchmerzliches Klaggeſchrey des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunſtſeelen in *eine* Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glü-

hender im Herzen des tiefgelehrten Kunſtmeiſters brannte, und er die tiefſinnige Wiſſenſchaft in dieſen Flammen ſchmelzt; dann geht ein unnennbar-köſtliches Werk hervor, worin Gefühl und Wiſſenſchaft ſo feſt und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemählde Stein und Farben verkörpert ſind. —

Von denjenigen, welche die Muſik und alle Künſte nur als Anſtalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die nothdürftig ſinnliche Nahrung zu verſchaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigſte, eindringlichſte und menſchlichſte Sprache anzuſehn iſt, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von dieſen unfruchtbaren Seelen iſt nicht zu reden. Sie ſollten, wenn ſie es vermöchten, die tiefgegründete, unwandelbare Heiligkeit, die dieſer Kunſt vor allen andern

eigen iſt, verehren, daß in ihren Werken das feſte Orakelgeſetz des Syſtems, der urſprüngliche Glanz des Dreyklangs, auch durch die verworfenſten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß ſie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menſchlichen Gemüths auszudrücken, ſondern an ſich nicht mehr als rohe und grelle Melodieen geben kann, denen die ſich anhängenden irrdiſchen Gedanken erſt das Niedrige leihen müſſen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunkt dieſer Kunſt zu entdecken ſey, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verſchiedenartigen Erſcheinungen zuſammenhalte? — ſo kann ich es ihnen nicht erklären oder beweiſen. Wer das, was ſich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünſchelruthe des unterſuchenden Verſtandes ent-

decken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbstständiges verschlossenes göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelöst werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch dasselbe Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie, nach der Lehre der Mahler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen giebt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache unter-

gräbt, der kümmert ſich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge ſelbſt, ſondern um die Begriffe, als die Gränzen und Hülſen der Dinge, womit er ſeine Algebra anſtellt. — Wen aber, — dreiſt zu reden, — von Kindheit an, der Zug ſeines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgrade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberſchloß der Kunſt allmächtig hinreißt, der ſchlägt die Gedanken wie ſtörende Wellen muthig von ſeiner Bruſt, und dringt hinein in das innerſte Heiligthum, und iſt ſich mächtig bewußt der Geheimniſſe, die auf ihn einſtürmen. —

Und ſo erkühn' ich mich denn, aus meinem Innerſten den wahren Sinn der Tonkunſt auszuſprechen, und ſage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unſrer Herzensfibern, — die zitternden der Freude, die ſtürmenden des Entzückens, die

hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der innern Herzenswuth, mit einem Ausruf zersprengen: — dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor, und feyern als Engelgestalten ihre Auferstehung. —

Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Lust, aber in jedem singt ein andrer Genius, und einer jeden der Melodieen zittern andre Fibern unsres Herzens entgegen. — Was wollen sie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen, und sich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemählde? Streben sie die reichere Sprache nach der ärmern abzu-

abzumeſſen, und in Worte aufzulöſen, was Worte verachtet? Oder haben ſie nie ohne Worte empfunden? Haben ſie ihr hohles Herz nur mit Beſchreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben ſie niemals im Innern wahrgenommen das ſtumme Singen, den vermummten Tanz der unſichtbaren Geiſter? oder glauben ſie nicht an die Mährchen? —

Ein fließender Strom ſoll mir zum Bilde dienen. Keine menſchliche Kunſt vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stroms, nach allen den tauſend einzelnen, glatten und bergigten, ſtürzenden und ſchäumenden Wellen, mit Worten für's Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Veränderungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die an einanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns ſichtbar vorbilden. Und eben ſo iſt es mit dem geheimnißvollen Strome in den Tiefen des menſchlichen Gemüthes be-

ſchaffen. Die Sprache zählt und nennt und beſchreibt ſeine Verwandlungen, in fremdem Stoff; — die Tonkunſt ſtrömt ihn uns ſelber vor. Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, ſchlägt in der dunkeln Welt beſtimmte, dunkle Wunderzeichen in beſtimmter Folge an, — und die Saiten unſres Herzens erklingen, und wir verſtehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menſchliche Herz ſich ſelber kennen; ſie ſind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; ſie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüths träumenden Geiſtern, lebendes Bewußtſeyn, und bereichern mit ganz neuen zauberiſchen Geiſtern des Gefühls unſer Inneres.

Und alle die tönenden Affekten werden von dem trocknen wiſſenſchaftlichen Zahlenſyſtem, wie von den ſeltſamen wunderkräf-

tigen Beſchwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das Syſtem bringt, auf merkwürdige Weiſe, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobey das Gemüth über ſein eignes Weſen erſtaunt, — ſo wie etwa die Sprache der Worte manchmal von den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückſtrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrſcht. —

Keine Kunſt ſchildert die Empfindungen auf eine ſo künſtliche, kühne, ſo dichteriſche, und eben darum für kalte Gemüther ſo erzwungene Weiſe. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannichfaltige feſte Maſſen, iſt das Weſen aller Dichtung; ſie trennt das Vereinte, vereint feſt das Getrennte, und in den engeren, ſchärferen Gränzen

ſchlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo ſind die Gränzen und Sprünge ſchärfer, wo ſchlagen die Wellen höher als in der Tonkunſt?

Aber in dieſen Wellen ſtrömt recht eigentlich nur das reine, formloſe Weſen, der Gang und die Farbe, und auch vornehmlich der tauſendfältige Übergang der Empfindungen; die idealiſche, engelreine Kunſt weiß in ihrer Unſchuld weder den Urſprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zuſammenhang ihrer Gefühle mit der wirklichen Welt.

Und dennoch empört ſie bey aller ihrer Unſchuld, durch den mächtigen Zauber ihrer finalichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerſchaaren der Phantaſie, die die Töne mit magiſchen Bildern bevölkern, und die formloſen Regungen in beſtimmte Geſtalten menſchlicher Affekten ver-

wandeln, welche wie gaukelnde Bilder eines magiſchen Blendwerks unſern Sinnen vorüberziehn.

Da ſehen wir die hüpfende, tanzende, kurzathmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daſeyns zu einer geſchloſſenen Freude ausbildet,

Die ſanfte, felſenfeſte Zufriedenheit, die ihr ganzes Daſeyn aus einer harmoniſchen, beſchränkten Anſicht der Welt herausſpinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Überzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet, und bey allen Übergängen die Farbe vertreibt,

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannichfacher Richtung durchläuft, wie das pulſirende Blut warm und raſch die Adern durchſtrömt, — bald mit edlen Stolz, mit

Schwung und Schnellkraft ſich wie im Triumph in die Höhen erhebt.

Das ſüße, ſehnſüchtige Schmachten der Liebe, das ewig wechſelnde Anſchwillen und Hinſchwinden der Sehnſucht, da die Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne ſich auf einmal mit ſanfter Kühnheit in die Höhe ſchwingt und wieder ſinkt, — aus einem unbefriedigten Streben ſich mit wollüſtigem Unmuth in ein andres windet, gern auf ſanft-ſchmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflöſung ſtrebt, und am Ende nur mit Thränen ſich auflöſ't.

Der tiefe Schmerz, der bald ſich wie in Ketten daherſchleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald ſich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, ſein eigenes Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur ſelten ſchwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die muthwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel ist, der alle ernsthaften Empfindungen scheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchstücken spielt, — oder wie ein grotteskes Dämon, der alle menschliche Erhabenheit und allen menschlichen Schmerz durch possenhafte Nachäffung verspottet, und gaukelnd sich selber nachäfft, — oder wie ein unstät schwebender luftiger Geist, der alle Pflanzen aus ihrem festen irrdischen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte' streut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann sie alle zählen und nennen, die luftigen Phantasieen, die die Töne wie wechselnde Schatten durch unsre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht lassen, noch den letzten höchsten Triumph der Instrumente zu preisen: ich meyne jene göttlichen großen

Symphonieſtücke, (von inſpirirten Geiſtern hervorgebracht,) worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, ſondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menſchlichen Affekten ausgeſtrömt iſt. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen ſchwebt.

Mit leichter, ſpielender Freude ſteigt die tönende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor, — gleich der Unſchuld der Kindheit, die einen lüſternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wiſſen, über alle Welt hinwegſcherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um ſie her feſtern Beſtand, ſie verſucht ihre Kraft an ſtärkeres Gefühl, ſie wagt ſich plötzlich mitten in die ſchäumenden Fluthen zu ſtürzen, ſchmiegt ſich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit muthigem Entzücken hin-

auf und hinab. — Doch wehe! ſie dringt verwegen in wildere Labyrinthe, ſie ſucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrekken des Trübſinns, die bittern Quaalen des Schmerzes auf, um den Durſt ihrer Lebenskraft zu ſättigen, und mit einem Trompetenſtoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsſchaaren des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und mälzen ſich in verzerrten Geſtalten fürchterlich, ſchauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele ſich muthig erheben, und ſich ſtolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmal zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengeſtalten ſind furchtbar verſchwunden, — die frühe, ferne Unſchuld tritt in ſchmerzlicher Erinnerung, wie ein

verſchleyertes Kind, wehmüthig hüpfend hervor, und ruft vergebens zurück, — die Phantaſie wälzt mancherley Bilder, zerſtückt wie im Fiebertraum, durch einander, — und mit ein paar leiſen Seufzern zerſpringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Lufterſcheinung, in's unſichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finſterer Stille noch lange horchend da ſitze, dann iſt mir, als hätt' ich ein Traumgeſicht gehabt von allen mannigfaltigen menſchlichen Affekten, wie ſie, geſtaltlos, zu eigner Luſt, einen ſeltſamen, ja faſt wahnſinnigen pantomimiſchen Tanz zuſammen feyern, wie ſie mit einer furchtbaren Willkühr, gleich den unbekannten, räthſelhaften Zaubergöttinnen des Schickſals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnſinnige Willkühr, womit in

der Seele des Menſchen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unſchuld und Wildheit, Scherz und Schauder ſich befreundet und oft plötzlich die Hände bieten: — welche Kunſt führt auf ihrer Bühne jene Seelenmyſterien mit ſo dunkler, geheimnißreicher, ergreifender Bedeutſamkeit auf? —

Ja, jeden Augenblick ſchwankt unſer Herz bey denſelben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet, und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufſtrebt, — oder ob ſie alle Himmel und Götter verachtet, und mit frechem Streben nur einer einzigen irrdiſchen Seligkeit entgegendringt. Und eben dieſe frevelhafte Unſchuld, dieſe furchtbare, orakelmäßig-zweydeutige Dunkelheit, macht die Tonkunſt recht eigentlich zu einer Gottheit für menſchliche Herzen. — —

Aber was ſtreb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerſchmelzen? Es iſt immer nicht, wie ich's fühle. Kommt ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus dieſem ſchmerzlichen irrdiſchen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit Euren tauſendfachen Strahlen in Eure glänzende Wolken, und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!

VI.

Ein Brief Joseph Berglingers.

Ach! mein innigst geliebter, mein ehrwürdiger Pater! ich schreibe Euch diesmal mit einem hochbetrübten Gemüth, und in der Angst einer zweifelvollen Stunde, wie sie mich, wie Ihr wohl wißt, schon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir lassen will. Mein Herz ist von einem schmerzhaften Krampfe zusammengezogen, meine Phantasieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüsternen Kunstfreuden sind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit siecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt sich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was soll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böser Ge-

nius hat mich ſo von allen Menſchen weit weg verſchlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten ſoll? daß meinem Auge ganz der Maaßſtab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menſchliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menſchen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefſten Abgrund hinuntergeſtürzt? —

Aus dem feſteſten Grunde meiner Seele preßt ſich der Ausruf hervor: Es iſt ein ſo göttlich Streben des Menſchen, zu ſchaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verſchlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menſchlichen Buſens ſteigt höher und gerader zum

Himmel auf, als die Kunſt! Kein Weſen verdichtet ſo die Geiſtes- und Herzenskraft des Menſchen in ſich ſelber, und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieſer verwegenen Höhe ſtehe, und mein böſer Geiſt mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunſtgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menſchen heimſucht, — dann, dann öffnen ſich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, ſo gefährliche, ſchlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder ſpringen ab von meiner Kunſt, und flüchten ſich in die Welt der andern, beſſern Menſchen zurück, — und ich liege hingeſtreckt, verſtoßen, und komme mir im Dienſte meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunſt iſt eine verführeriſche, verbotene Frucht; wer einmal ihren innerſten,

ſüßeſten Saft geſchmeckt hat, der iſt unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in ſeinen ſelbſteignen Genuß hinein, und ſeine Hand verliert ganz die Kraft, ſich einem Nebenmenſchen wirkend entgegenzuſtrecken. — Die Kunſt iſt ein täuſchender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerſte Menſchheit ſelbſt vor uns zu haben, und doch ſchiebt ſie uns immer nur ein ſchönes Werk des Menſchen unter, worin alle die eigenſüchtigen, ſich ſelber genügenden Gedanken und Empfindungen abgeſetzt ſind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirkſam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menſchen ſelber, den Gott gemacht hat.

Es iſt entſetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch ſitz' ich nun da, ein lüſterner Einſiedler, und ſauge täglich

nur

nur innerlich an ſchönen Harmonieen, und ſtrebe den letzten Leckerbiſſen der Schönheit und Süßigkeit herauszukoſten. — Und wenn ich nun die Botſchaften höre: wie unermüdet ſich dicht um mich her die Geſchichte der Menſchenwelt mit tauſend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein raſtloſes Wirken der Menſchen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böſe, wie große Geſpenſter nachtreten, — ach! und dann, das Erſchütterndſte, — wie die erfindungsreichen Heerſchaaren des Elends dicht um mich herum, Tauſende mit tauſend verſchiedenen Quaalen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entſetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenſchlag ein ſcharfes Schwerdt

iſt, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tauſend Weſen erbarmenswürdig um Hülfe ſchreyen! —— Und mitten in dieſem Getümmel bleib' ich ruhig ſitzen, wie ein Kind auf ſeinem Kinderſtuhle, und blaſe Tonſtücke wie Seifenblaſen in die Luft: — obwohl mein Leben eben ſo ernſthaft mit dem Tode ſchließt.

Ach! dieſe unbarmherzigen Gefühle ſchleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angſt, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir ſelbſt. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verſtehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menſchen, die ſehr unedel von der Kunſt denken, und ihre beſten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In ſolcher Angſt begreif' ich es, wie

jenen frommen ascetiſchen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unſäglichen Leiden der Welt zerknirſcht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgeſuchteſten Kaſteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Übermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende, Menſchen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir ſtehen, die zuſammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich ſchreyen vor Schmerz, — das ſind freylich keine lüſternen ſchönen Akkorde, das iſt nicht der ſchöne, wollüſtige Scherz der Muſik, das ſind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künſtlergemüth geräth in Angſt, weiß nicht zu antworten, ſchämt ſich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft.

Er quält ſich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Geuppe als ein lebendig gewordenes Werk ſeiner Phantaſie, und kann's nicht laſſen, wenn er ſich auch in demſelben Momente vor ſich ſelber ſchämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunſtartigen Stoff herauszuzwingen.

Das iſt das tödtliche Gift, was im unſchuldigen Keime des Kunſtgefühls innerlich verborgen liegt. — Das iſt's, daß die Kunſt die menſchlichen Gefühle, die feſt auf der Seele gewachſen ſind, verwegen aus den heiligſten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entriſſenen, künſtlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die urſprüngliche Natur des Menſchen frevelhaft verſcherzt. Das iſt's, daß der Künſtler ein Schauſpieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der ſeine Bühne für die ächte Muſter- und Normal-

welt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zuſammengeflickte Nachahmung, für die ſchlechte umſchließende Schaale anſieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in dieſen entſetzlichen Zweifeln an der Kunſt und an mir ſelber krank liege, — und es erhebt ſich eine herrliche Muſik, — ha! da flüchten alle dieſe Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüſterne Ziehen der Sehnſucht ſein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderſtehlich zurück, und die ganze kindiſche Seligkeit thut ſich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinſchleudern können, mit ihren lockenden Syrenenſtimmen, und mit ihrem tobenden Rauſchen und Trompetenklang. —

Ich komme ewig mit mir ſelber nicht

auf feſtes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln ſich unaufhörlich, und ich ſchwindle, wenn ich Anfang und Ende und beſtimmte Ruhe erſtreben will. Schon manchesmal hat mein Herz dieſen Krampf gehabt, und er hat ſich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine ſchmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte ſtand.

So ſpott' ich über mich ſelbſt, — und auch dies Spotten iſt nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück iſt's, daß der Menſch, der in Kunſtgefühl ganz zerſchmolzen iſt, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menſchen ſo feſten Frieden geben ſoll, ſo tief verachtet, und ſich ſogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweiſe betrachtet ſeine Seele wie ein ſyſtematiſches Buch, und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Un-

wahrheit getrennt in beſtimmten Worten. Der Künſtler betrachtet ſie wie ein Gemählde oder Tonſtück, kennt keine feſte Überzeugung, und findet alles ſchön, was an gehörigem Orte ſteht.

Es iſt, als wenn die Schöpfung alle Menſchen, ſo wie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in beſtimmte Geſchlechter und Klaſſen der geiſtigen Naturgeſchichte gefangen hielte; jeder ſieht alles aus ſeinem Kerker, und keiner kann aus ſeinem Geſchlechte heraus. —

Und ſo wird meine Seele wohl lebenslang der ſchwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechſelnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

VII.

Unmuſikaliſche Toleranz.

Wenn man die Erde, mit ihren mannichfaltigen Menſchen und Begebenheiten, als einen großen Schauplatz betrachtet, auf dem ſo Kummer als Glück, Trübſal und Freude, das Erhabenſte wie das Gemeinſte, wie nothwendige Bedingungen eines zuſammengeſetzten Schauſpiels, wie einzelne Perſonen nach und nach auftreten, wieder verſchwinden und von neuem erſcheinen: ſo erſchrecken wir oft vor dem ewigen Zuſammenhange, indem wir nicht wiſſen, welcher Theil uns noch zufallen dürfte, wie viele Thränen und Thorheiten, wie viel verſcherztes Glück und welche unerwartete Leiden in unſrer Rolle abzuſpielen ſind. Oft befängt uns dann eine taube Gleichgültigkeit, und im

Wirrwarr aller disharmonirenden Töne verloren, deren Ordnung wir nicht faſſen und finden können, wünſchen wir zu vergehn, wir zittern vor der Zukunft, und unerquicklich iſt die Vergangenheit; der liebliche Strom, der ſonſt ſo leicht und friſch alles in Lebensregung und Bewegung ſetzt, ſteht ruhend ſtill, und Bäume, Felſen und Wolken ſchauen ſchwarz herab, und ſpiegeln ſich in dunkler Einſamkeit verworren und verdüſtert ab.

Dann kommen alle Leiden wieder, und klopfen mit ungeſtümer Gewalt an unſer verzagtes Herz; alles, was uns nur jemals ängſtigte, erſcheint in vergrößerter Geſtalt in dieſer trüben Dämmerung, wir ſtehn verloren und vergeſſen weit zurück, und Freundſchaft, Liebe, Hoffnung, ziehen auf einer fernen Bahn vor uns vorüber. In dieſen trüben Stunden werden wir von der Nich-

tigkeit des Glücks, von der Vergänglichkeit alles deſſen, was wir unſer nennen, ſo innigſt beängſtigt, ſo von der Zeit und der wüſten, furchtbaren Vernichtung von allen Seiten bedrängt und um und um gequält, daß wir mit ſchmerzhafter Verzweiflung ausrufen: Was iſt die Welt und dieſes Leben? Unſre Freuden ſind nur größere Schmerzen, denn ſie vergehn wie jede Trauer, was wir heute unſer nennen und ſo gern, für unſre Seele halten, iſt morgen vergeſſen oder verachtet; worauf wir heute hoffen, ſteht morgen in einer ſchaalen Unbedeutenheit als Gegenwart vor uns, und wird kaum bemerkt! Wozu alſo der Thränen, wozu der begeiſterten Wonnelieder? Die kalte, ſtille Hand der Zeit ſänftigt alles, ſie ebnet alle Wellen, ſie ſtreicht die Rechnung durch, und hebt den Unterſchied zwiſchen Glück und Übel; ſo haben wir's erfahren, und wir

können wiſſen, daß es immer ſo ſeyn wird, darum wollen wir bey allen Vorfällen ruhig bleiben, denn wozu die Thränen, das Entzücken, von denen ich vorher weiß, daß ſie nur eine Minute dauern können?

So fügt ſich's leicht, daß wir im Leben ſchon das Leben entgeiſtern, und gefühllos den Strom der Zeit hinunterfahren, den empfindungsloſen Gegenſtänden ähnlich, die die Ufer umgeben; und damit glauben wir dann ſchon recht viel gewonnen zu haben, wir halten uns darin für beſſer, wie viele andre Menſchen, die leicht und friſch ihr Schickſal tragen, ſich nur ſelten der Vergangenheit erinnern, und keine Zukunft fürchten.

Dergleichen Gemüthsart, die von Vielen für erhaben ausgegeben wird, iſt auf keine Weiſe zu billigen. Sie erlahmt alle unſre Kräfte, ſie macht uns zu lebendigen Leichnamen.

Aus dieſer Verworrenheit erlöſ't uns, wie mit einem allmächtigen Zauberſtabe, die Kunſt. Sie führt uns in ein Land, in dem die Lichtſtrahlen allenthalben die lieblichſte Ordnung verbreiten, dieſe ſpielenden Strahlen ergreifen auch unſer Herz, und beleben es mit neuer Kraft, wir fühlen uns und unſern Werth in neuer Lebendigkeit, alle die verſiegten Brunnen des Troſtes und der Freude ergießen ſich wieder und rauſchen erquickend über unſern Lebenslauf dahin, und die Gegenwart verwandelt ſich in eine einzige große Blume, aus deren Kelch uns himmliſcher Duft entgegenſteigt. Denn das arme dürſtende Herz wird durch nichts in dieſer Welt ſo geſättigt, als mit dem Genuſſe der Kunſt, der feinſten Art, ſich ſelber zu fühlen und zu verſtehn. Im klarſten und wohlgefälligſten Bilde ſteht dann die Menſchheit vor ſich ſelber, ſie erkennt ſich,

aber mit Lächeln und Freude, ſie glaubt etwas Fremdes zu umarmen und an ſich zu ſchließen, und bemerkt und fühlt ſich ſelber.

Dann lieben wir das Leben wieder, und dulden mit großer Gelaſſenheit alle ſeine Schwächen. Unſer reiches Herz bedauert und bemitleidet die Armen, die uns umgeben, aber kein dürrer, harter Haß verfolgt ſie mehr.

Welche Worte aber ſoll ich faſſen und ergreifen, um die Kraft kund zu machen, die die himmliſche Muſik mit ihren vollen Tönen, mit ihren liebreizenden Anklängen über unſer Herz erzeigt? Sie tritt unmittelbar mit ihrer Engelsgegenwart in die Seele, und haucht himmliſchen Othem aus. O, wie ſtürzen, wie fließen im Augenblick alle Erinnerungen aller Seligkeiten in den einen Moment zurück, wie breiten ſich dem Gaſte alle edlen Gefühle, alle großen Ge-

ſinnungen entgegen! Wie ſchnell, gleich zauberhaften Saamenkörnern, ſchlagen die Töne in uns Wurzeln, und nun treibt's und drängt's mit unſichtbaren Feuerkräften, und im Augenblick rauſcht ein Hain mit tauſend wunderbaren Blumen, mit unbegreiflich ſeltſamen Farben empor, unſre Kindheit und eine noch frühere Vergangenheit ſpielen und ſcherzen auf den Blättern und in den Wipfeln. Da werden die Blumen erregt und ſchreiten durch einander, Farbe funkelt an Farbe, Glanz erglänzt auf Glanz, und all' das Licht, der Funkelſchein, der Strahlenregen lockt neuen Glanz und neue Strahlen hervor. In den innerſten Tiefen in Wolluſt aufgelöſ't, in ein Etwas zerronnen und verwandelt, für das wir keine Worte und keine Gedanken haben, das ſelbſt in ſich ein Alles, ein höchſt beſeligendes Gefühl iſt, o, wer vermöchte da noch auf die Dürftigkeiten

des Lebens einen Rückblick zu werfen, wer ſchiede nicht gern und folgte dem Strome, der uns mit ſanfter, unwiderſtehlicher Gewalt jenſeits, jenſeits hinüberführt?

Was iſt es denn, das mehr als die Geſetze, als die Vernunft und alle Philoſophie, ſo mächtiglich in uns hineinredet? Wie iſt die Kraft zu beſchreiben, die wie aus vielen Strahlen eines Brennſpiegels alle Kraft wie auf einen Punkt vereinigt, und ſo das Wunderbarſte möglich macht? Aller Kampf der ſtreitenden Kräfte, alle widerwärtigen Leidenſchaften, ſie ſind beſiegt und zur Ruhe geführt, ein tobendes Meer, mit allem Sturmwinde, das kein gebietender Poſeidon herrſchend ſchweigt, das der leyerkundige Muſengott Phöbus mit dem ſanften Anglanz ſeiner Muſenkunſt bis auf den tiefſten Grund hinab, in unbegreifliche Beruhigung ſingt.

Die Muſik erregt mächtig in unſrer

Bruſt die Liebe zu den Menſchen und zur Welt, ſie verſöhnt uns mit unſern Feinden, wir dulden auch die Schlimmſten gern, und unſer jauchzendes Herz hört nur den Triumphgeſang ſeiner eignen Vergötterung, und unter dem Triumphe nicht die Klagen, das Schelten, den Neid, die jämmerliche Sprache ſo mancher erdgebohrnen Creaturen.

Hier iſt der Punkt, auf dem der größte und edelſte Menſch, möcht' ich doch beynahe ſagen, aus zu großem Edelmuthe fehlt, und ſo fällt, daß er ſich durch lange Zeiten mit der Erinnerung daran innerlichſt kränken kann. Hier iſt es, wo es mir deutlich wird, wie die eigentliche Größe auch muß klein und ſchwach ſeyn können, wie der höchſte Edelmuth zu allen ſeinen übrigen Aufopferungen auch noch die hinzufügen muß, ſich ſelbſt verläugnen zu können.

Denn in dieſen ſchönen Minuten, in denen

denen wir nur eine Welt von Glanz wahrnehmen, in denen unſer Herz ſo gern die größten Beleidigungen vergiebt, ja in denen es mit lächelnder Wehmuth und Hingebung das ſchwerſte Schickſal aufnehmen würde, in dieſen Augenblicken, wenn die Stimme des gemeinen Lebens in unſre Entzückungen hineinſpricht, wenn wir die kleine Bedürftigkeit wahrnehmen, wenn dann Menſchen, die unſre Wolluſt nicht theilen, und nicht wiſſen, daß ſie uns in dieſer Stunde beherrſcht, auf uns zutreten, ſo übermeiſtert uns oft eine plötzliche Ungeduld, ein jäher Zorn durchſchneidet alle Wellen des muſikaliſchen Meeres, wir ſind heftiger und unbilliger, als wenn uns nur im gewöhnlichen Laufe der Dinge, im gemeinen Leben dieſe Geſtalten beunruhigt hätten, und durch keine Kunſt unſer Herz erhoben wäre. Wir ſinken leider in dieſen Momenten unter die

gemeinſten Weſen hinab, eben weil wir uns zu erhaben fühlten; oft demüthigt uns nachher die Erinnerung, und Viele ergeben ſich darum ungern dem Rauſche, weil ſie ſich vor ſich ſelber ſchämen.

Andre verlangen, daß man alle Vorfälle des Lebens, alle ſchönen und zarten, widrigen und zerreißenden Gefühle in einen Kranz von Blumen und Unkraut flechten ſoll, von dieſem die giftige Spitze abbrechen, und von jenen die glänzendſten Blätter ausreißen. Sie meynen im Herzen immerwährend die lieblichen Schwingungen aufzubewahren, und immer vom inwendigen muſikaliſchen Genius geſchützt zu werden. So wollen ſie ihr ganzes Leben in einen tönenden, leiſe fortfließenden Geſang verwandeln. Dieſe leben in einer ewigen Obhut über ſich ſelber, ſie bewahren ihr Herz vor jeder Aufwallung des Schmerzes als der Entzückung,

sie lassen niemals, wie Geisterbeschwörer, die Geister der Leidenschaft in den Kreis hineintreten, den sie um sich gezogen haben. Dabey aber verlieren sie die wahre Lebenskraft, ihr Herz zerarbeitet sich in einer ewigen Zerknirschung, sie sind am Ende der großen Eindrücke gänzlich unfähig. Sie brächten sich gern die Ansicht der Ewigkeit des Himmels, der Vergänglichkeit aller irrdischen Güter klar vor den Sinnen, um desto gemächlicher auf ihrer Bahn fortzuschreiten: der Hymnus, den sie anstimmten, sinkt in immer langsamere Töne hinunter, und wird ein schmachtender, furchtsam schwebender Choralgesang. Eine andre, weit verderblichere und kleinlichere Leidenschaft setzt sich in dem verstimmten Herzen fest, die gemeine Freude, alles mit diesen Waffen überwinden zu können, und sich über die übrigen Menschen erheben zu dürfen. Sie sättigen sich

an dieſem Eigennutze, und ſtatt zur höhern Menſchenliebe geführt zu werden, wie ſie anfangs wähnten, verachten ſie die Menſchen nur um ſo eigenſinniger.

Es iſt nicht zu ändern, daß die Welt ſich nicht widerſprechen ſollte, ſo wie es auch alle Gefühle in uns thun: du vermagſt nie ein übereinſtimmendes Concert aus den disharmonirenden Tönen zu bilden. Groß und edel iſt der Menſch, wenn er den Widerſpruch in jedem Augenblicke fühlt, und doch durch ihn in keinem Augenblicke beleidigt wird: wenn er gern und willig alles in ſeinem Buſen aufnimmt, und ſich doch ſeiner Kräfte nicht überhebt, dann wird er ſich und die Eintracht in ſeinem Buſen niemals verletzen; er wird es gern dulden, daß die äußere muſikaliſche Welt mit allen ihren verworrenen Tönen in ſeine harmoniſche Fülle hineinſchreye, ihm wird immer das Gefühl

gegenwärtig bleiben, daß es nothwendig so seyn müsse, und darum auch so gewißlich gut sey.

Aber wozu nützt es, daß ich diese Gedanken niederschreibe, die mich gerade jetzt beherrschen? Werden diejenigen, die dies lesen, darum milder werden? Ja, werden sich diese Vorstellungen nicht auch bey mir wieder verlöschen, und ich bey nächster Gelegenheit dagegen sündigen?

Wahrscheinlich, — ja, ich möchte wohl sagen: gewiß!

Das ist aber das Betrübte bey allem, was wir vornehmen und thun.

Doch, auch das ist nothwendig, und darum will ich mich gern zufrieden und zur Ruhe geben.

Stelle Dich zufrieden, bedrängte Seele. Irgend einmal müssen auf irgend eine Art

alle Widersprüche gelöst werden: — und dann wirst Du wahrscheinlich finden, daß es gar keine Widersprüche gab.

VIII.

Die Töne.

Es geſchieht oft, daß die Menſchen über Alltäglichkeit ihres Lebenslaufs klagen, daß ſie jeden Zeitvertreib erhaſchen, um die drükkende Zeit zu verkürzen. Alle fühlen einen Hang nach dem Wunderbaren in ihrem Buſen, und faſt alle klagen, daß ſo gar nichts Wunderbares vor ihren Augen geſchehe: daher die unerſättliche Neugier, die wilde, ungezähmte Begier, etwas Unerhörtes zu hören, etwas Niegeſehenes zu ſehn. Eigentlich gleicht jeder Menſch mehr oder weniger dem Bilde des Tantalus in der Unterwelt. Wie treibt es, wie ſpornt es ihn an, — und wie erhält er ſo gar nichts! — Über dieſe unſelige Leidenſchaft ſpottet da-

her auch der Prediger Salomo mit seinem erhabenen Gemüthe:

»Das Auge siehet sich nimmer satt, und »das Ohr höret sich nimmer satt. Was »ist's, das geschehen ist? Eben das her»nach geschehen wird. Was ist's, das »man gethan hat? Eben das man her»nach wieder thun wird. Und geschieht »nichts Neues unter der Sonnen. Ge»schieht auch etwas, davon man sagen »möchte: Siehe, das ist neu? dann ist »es vor auch geschehen, in vorigen Zei»ten, die vor uns gewesen sind.« —

So wandelt sie, im ewig gleichen Kreise
Die Zeit nach ihrer alten Weise,
Auf ihrem Wege taub und blind,
Das unbefangne Menschenkind
Erwartet stets vom nächsten Augenblick
Ein unverhofftes seltsam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
Kömmt Mond und sinkt die Nacht hernieder,

Die Stunden die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts ſich je erneut,
In Dir trägſt Du die wechſelnde Zeit,
In Dir nur Glück und Begebenheit.

Dieſe Betrachtungen habe ich ſchon oft angeſtellt, wenn ich die Menſchen anſah, wie ſie ſich abarbeiteten, und immer des Ziels verfehlten, weil ſie es zu ſehr außer ſich ſuchten. Wie wenigen iſt es verliehen, die Wunder zu verſtehn und zu fühlen, die ſich wirklich und wahrhaftig ereignen und immer wieder erneuern! So gehört unſtreitig die Muſik, die Kunſt der Töne, die Wirkung, die in uns durch ſie erregt wird, zu den erſtaunenswürdigſten Sachen, ja, ich möchte faſt ſagen, ſie ſey das Allerunbegreiflichſte, das wunderbar-Seltſamſte, das geheimnißvollſte Räthſel, das ſich in unſichtbaren Kreiſen, und doch mit funkelndem Glanz, allgegen-

wärtig und nicht zu ſagen wie? um uns her bewegt, uns und unſer Gemüth, unſre ſchönſten Empfindungen, unſer ſüßeſtes Glück wie ein herrlicher Rahmen einfaßt und ſchmückt. Wie man ſich den Weltgeiſt in der ganzen Natur allgegenwärtig denken kann, jeden Gegenſtand als Zeugen und Bürgen ſeiner Freundesnähe, ſo iſt Muſik wie Bürge, Seelenton einer Sprache, die die Himmelsgeiſter reden, die die Allmacht unbegreiflich in Erz und Holz und Saiten hineingelegt hat, daß wir hier den verborgenen Funken des Klanges ſuchen und herausſchlagen. Die Kunſtmeiſter offenbaren und verkündigen ihren Geiſt nun auf die geheimnißvollſte Weiſe auf dieſen Inſtrumenten, ohne daß ſie es wiſſen redet die klingende, beſeelte Inſtrumentenwelt die alte Sprache, die unſer Geiſt auch ehemals verſtand und künftig ſich wieder darin einler-

nen wird, und nun horcht unſre ganze innigſte Seele, mit allen Erinnerungen, mit allen Lebenskräften darauf hin, ſie weiß recht gut, was es iſt, das dort in holdſeligſter Anmuth ihr entgegenkömmt, aber irrdiſch und körperlich befangen, ſucht ſie mit Gedanken und Worten, mit dieſen gröberen Organen, dieſe feineren, reineren Gedanken aufzubewahren und feſtzuhalten, und auf dieſe Weiſe kann es ihr freylich nicht gelingen.

Siehſt Du nicht in Tönen Funken glimmen?
Ja, es ſind die ſüßen Engelſtimmen,
In Form, Geſtalt, wohin Dein Auge ſah,
In Farbenglanz iſt Dir der Ew'ge nah,
Doch wie ein Räthſel ſteht er vor Dir da.
Er iſt ſo nah' und wieder weit zurück,
Du ſiehſt, ergreifſt, dann fliehſt er Deinem Blick,
Dem körperſchweren Blick kann's nicht gelingen
Sich an den Unſichtbaren hinzudrängen.
Entfernter noch, um mehr geſucht zu ſeyn,

Verbarg er in die Töne ſich hinein;
Doch freut es ihn, ſich freyer dort zu regen,
Beſtimmt're Lieb' kömmt Dir von dort entgegen.
Das war ich ehmals, ach! ich fühl' es tief,
Eh' noch mein Geiſt in dieſem Körper ſchlief. —

Wie wunderbar, wenn man ſich vorſtellt, man höre Muſik zum erſtenmale! — Aber Niemand hört ſie mit dieſem Gefühl, ſie iſt auch nur zum ſchnöden Zeitvertreibe herabgewürdigt: die Menſchen haben ſich an dies Wunderwerk gewöhnt, und darum fällt es keinem ein, zu erſtaunen.

Aber was kann erſtaunenswürdiger ſeyn, als daß durch des Menſchen Kunſt und Bemühung ſich plötzlich in der Stille unſichtbare Geiſter erzeugen, die mit Wonne und Seligkeit unſer Herz beſtürmen und es erobern? Daß wenn wir gern unſern Blick vor der dürren Gegenwart verſchließen, die uns manchmal wie die Mauern eines Ge-

fängniſſes drängt und beengt, — ſich dann ein neues Land, eine paradieſiſche Gegend über unſern Häuptern ausſpannt, mit Blumen und herrlichen Bäumen und goldenen Springbrunnen? — Wie im ſtürmenden Ocean eine ſelige Inſel; wie eine Abendröthe, die ſich plötzlich zum dichten körperlichen Weſen zuſammenzieht, uns auf ihren Wolken aufnimmt, uns aus der Nacht hier unten erlöſ't und uns mit den helleſten Strahlen umzingelt, und wir nun auf dem azurnen Boden wandeln und einheimiſch ſind, unſre Häuſer im rothen Glanze finden, unſere Freunde in den lichten Wolken, alles, was uns ſo lieb und theuer war, in ſichtbarlicher Geſtalt uns entgegen lächelnd.

Das ſcheint mir eben das Große aller Kunſt, abſonderlich aber der Muſik, zu ſeyn, daß all' ihr Beginnen ſo kindlich und kindiſch iſt, ihr Streben dem äußern Verſtande

faſt thöricht, ſo daß ſie ſich ſchämt, es mit Worten auszudrücken, — und daß in dieſer Verſchämtheit, in dieſem Kinderſpiel, das Höchſte athmet und den Stoff regiert, was wir nur fühlen oder ahnden können.

Denn wer möchte von den ernſthaften Leuten nicht darüber lächeln, wenn es ihm begegnete, daß er als etwas noch nie Geſehenes, den Mechanikus darüber beträfe, wie er die mancherley muſikaliſchen Inſtrumente zuſammenſetzt: — was würde der Taube zu den Handgriffen meynen, durch die der Tonkünſtler ſein Werk ſprechen läßt, und ihm auf ſo einfache und doch geheime Weiſe die innere Zunge löſ't? — Und was könnte endlich der große Kunſtmeiſter antworten, wenn es einem Gefühlloſen beyfiele, ihn in ſeiner Treuherzigkeit zu fragen, was er denn mit ſeinem tiefen Studium, mit ſeiner Begeiſterung ausrichten wolle?

Keiner, der nicht zu dem myſt'ſchen Feſt gelaſſen,
Kann den Sinn der dunkeln Kunſt erfaſſen,
Keinem ſprechen dieſe Geiſtertöne,
Keiner ſieht den Glanz der ſchönſten Schöne,
Dem im innern Herzen nicht das Siegel brennt,
Welches ihn als Eingeweihten nennt,
Woran ihn der Tonkunſt Geiſt erkennt.

Denn es iſt zum Lächeln, zum Beweinen wehmüthig, und zur Anbetung erhaben, — daß unſer Herz ſich aus ſeiner irrdiſchen Sphäre hebt, daß alle unſre Gedanken in ein feineres, edleres Element gerathen, daß aller Kummer, alle Freude wie ein Schatten ſchwindet, — und Jammer und Glück, Entzücken und Thränen, alles in eins verwandelt und durch gegenſeitigen Abglanz verſchönt wird, ſo daß man in den Momenten dieſes Genuſſes nichts mehr zu ſagen weiß, nicht mehr trennt und ſondert, wie unſer Geiſt ſonſt immer nur zu gern thut, ſondern wie von einem Meerſtrudel

immer tiefer und tiefer hinuntergeführt, immer mehr der obern Welt entrückt wird. Und was iſt es, das uns ſo glücklich macht? — Ein Zuſammenklingen von Holz und Metall! —

Aber freylich haben jener ernſte Mann, der Taube und der Gefühlloſe nicht ſo ganz Unrecht, wenn wir ſehn, wie ſich die meiſten Leute dabey benehmen, wenn ſie das Werk eines großen Tonmeiſters zu genießen und zu beurtheilen meynen.

In der lebenden Natur begleitet Schall und Geräuſch unaufhörlich Farbe und Form. Die bildende und zeichnende Kunſt entlehnt immer von dort ihre Bildungen, wenn ſie ſie auch noch ſo ſehr verſchönt: ja, Abend- und Morgenroth, ſo wie Mondſchein, ſpielen in Farben und Wolken, die kein Mahler mit ſeinen Farben erreichen oder nachahmen kann; der Glanz, der in der Natur brennt, das Licht, mit dem die grüne Erde ſich ſchmückt, iſt der Mahlerkunſt unzugänglich.

Wie

Wie anders verhält es ſich mit der Muſik! Die ſchönſten Töne, die die Natur hervorbringt, ihren Vogelgeſang, ihr Waſſerrauſchen, ihr Bergwiederhall und Waldbrauſen, ja der majeſtätiſche Donner ſelbſt, alle dieſe Klänge ſind nur unverſtändlich und rauh, ſprechen gleichſam nur im Schlafe, nur einzelne Laute, wenn wir ſie gegen die Töne der Inſtrumente meſſen. Ja dieſe Töne, die die Kunſt auf wunderbare Weiſe entdeckt hat, und ſie auf den verſchiedenſten Wegen ſucht, ſind von einer durchaus verſchiedenen Natur, ſie ahmen nicht nach, ſie verſchönern nicht, ſondern ſie ſind eine abgeſonderte Welt für ſich ſelbſt.

Sie ſind gleichſam ein neues Licht, eine neue Sonne, eine neue Erde, die im Licht auf unſerer Erde entſtanden iſt. Jenſeit der erſten Muſik liegt eine rohe, unfreund-

liche Natur, auch im schönsten Lande, unter dem günstigsten Klima. Natur und Menschen sind wild: es fehlt das Element, das alles zur Freundlichkeit bezähmt. Ohne Musik ist die Erde wie ein wüstes, noch nicht fertiges Haus, in dem die Einwohner mangeln.

Darum fängt die früheste griechische und biblische Geschichte, ja die Geschichte einer jeden Nation, mit der Musik an. Die Musik ist Dichtkunst, der Dichter erfindet die Geschichte. Es ist dem menschlichen Geiste nicht möglich, vorher sich etwas Reizendes, Schönes, Lebensfülle vorzubilden.

Diese Gedanken führen mich darauf, hier einige Worte über die Töne an sich selber auszusprechen.

Jeder einzelne Ton eines besondern Instrumentes ist wie die Nüance einer Farbe,

und ſo wie jede Farbe eine Hauptfarbe hat, ſo hat auch jedes Inſtrument einen einzigen, ganz eigenthümlichen Ton, der es am meiſten und beſten ausdrückt. Es war eine unglückliche Idee, ein Farbenklavier zu bauen, und zu glauben, daß das kindiſche Spielwerk nur irgend eine angenehme Wirkung hervorbringen könne, gleich den mannichfaltigen Tönen eines Inſtrumentes. Es konnte nichts weiter erfolgen, als wenn auf mehreren Blas- oder Saiteninſtrumenten hinter einander dieſelben Töne angegeben würden; denn der Ton iſt der Farbe, die Melodie und der Gang des komponirten Stückes der Zeichnung und Zuſammenſetzung zu vergleichen. Die Muſiktöne gleichen oft einem feinen flüſſigen Elemente, einem klaren, ſpiegelhellen Bache, wo das Auge ſogar oft in den ſchimmernden Tönen wahrzunehmen glaubt, wie ſich reizende, ätheriſche und er-

habene Geſtalten eben zuſammenfügen wollen, wie ſie ſich von unten auf emporarbeiten, und klarer und immer klarer in den fließenden Tönen werden. Aber die Muſik hat eben daran ihre rechte Freude, daß ſie nichts zur wahren Wirklichkeit gelangen läßt, denn mit einem hellen Klange zerſpringt dann alles wieder, und neue Schöpfungen ſind in der Zubereitung.

O, wie ſoll ich Dich genug preiſen, Du himmliſche Kunſt! Ich fühle, daß hier Worte noch weniger wie bey allen übrigen Werken der Kunſt genügen, ich möchte alle Bilderpracht, allen Stolz und kühnen Schwung der Sprache zuſammenfaſſen, um recht vom Herzen loszuſprechen, was mein innerſtes Gefühl mir ſagt.

Wie glücklich iſt der Menſch, daß, wenn er nicht weiß, wohin er entfliehen, wo er ſich retten ſoll, ein einziger Ton, ein Klang ſich

ihm mit tauſend Engelsarmen entgegenſtreckt, ihn aufnimmt und in die Höhe trägt! Wenn wir von Freunden, von unſern Lieben entfernt ſind, und durch den einſamen Wald in träger Unzufriedenheit dahin irren, dann erſchallt aus der Ferne ein Horn, und ſchlägt nur wenige Akkorde an, und wir fühlen, wie auf den Tönen die fremde Sehnſucht uns auch nachgeeilt iſt, wie alle die Seelen wieder zugegen ſind, die wir vermißten und betrauerten. Die Töne ſagen uns von ihnen, wir fühlen es innigſt, wie auch ſie uns vermiſſen, und wie es keine Trennung giebt.

Weht ein Ton vom Feld herüber
Grüß' ich immer einen Freund,
Spricht zu mir: was weinſt Du Lieber?
Sieh, wie Sonn' die Liebe ſcheint:
Herz am Herzen ſtets vereint
Gehn die böſen Stunden über.

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles was ſie will verſchönen.
Drum iſt ewig uns zugegen
Wenn Muſik mit Klängen ſpricht
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann ſich nicht bewegen
Leihet ſie den Othem nicht.

Ja, ich möchte noch mehr behaupten. Der Menſch iſt gewöhnlich ſo ſtolz darauf, daß es ihm vergönnt iſt, in Worte ein Syſtem zu faſſen und auszuſpinnen, daß er in der gewöhnlichen Sprache die Gedanken niederlegen kann, die ihm als die feinſten und kühnſten erſcheinen. Aber was iſt ſein höchſtes Beſtreben? Sein höchſter Triumph iſt das, ſich und ſeine ſelbſtgeſchaffenen Gedankenheere immer wieder von neuem zu beſiegen, und als ein Weſen da zu ſtehn, das

ſich durch keine äußere Gewalt, ja durch ſich ſelbſt keine Feſſeln anlegen läßt. Denn der größere Menſch fühlt es zu gut, wie auch ſeine innerſten Gedanken immer nur noch ein Organ ſind, wie ſeine Vernunft und ihre Schlüſſe immer noch unabhängig ſind von dem Weſen, das er ſelbſt iſt, und dem er in ſeinem hieſigen Leben nie ganz nahe kommen wird.

Iſt es nun nicht gleichgültig, ob er in Inſtrumentestönen oder in ſogenannten Gedanken denkt? — Er kann in beyden nur handthieren und ſpielen, und die Muſik als dunklere und feinere Sprache wird ihm gewiß oft mehr als jene genügen.

Wenn die Ankerſtricke brechen,
Denen Du zu ſehr vertrauſt,
Oft Dein Glück auf ihnen bauſt,
Zornig nun die Wogen ſprechen, —
O ſo laß das Schiff den Wogen

Maſt und Seegel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe Dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt Du ſchön're Lande ſehn:
Sprache hat Dich nur betrogen,
Der Gedanke Dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn. —

IX.

Symphonien.

Ich höre nur zu oft von Leuten, die ſich für Kunſtfreunde halten, mit vielem Eifer von der Simplicität, von einem edlen, einfachen Style ſprechen, die zugleich, um ihrer Lehre treu zu bleiben, alles verfolgen, was ſie für bunt, grell oder grottesk halten. Ich halte dafür, daß alles neben einander beſtehn könne und müſſe, und daß nichts eine ſo engherzige Verläugnung der Kunſt und Hoheit iſt, als wenn man zu früh ſcharfe Linien und Gränzen zwiſchen den Gebieten der Kunſt zieht. Dieſe Verehrer theilen ein Land, das ihnen nicht gehört, ja in welchem die meiſten nicht einmal die Landesſprachen verſtehn.

So meynen einige, die Alten zu lieben,

wenn ſie alles, was von den Neuern herrührt, verfolgen; andre wollen nur die Italiener loben, und alle Kunſt und allen Sinn dafür den übrigen Völkern abſprechen. Ich will damit nicht alle Unterſchiede aufgehoben wiſſen, nur ſollte jeder, der darüber ſprechen will, auch eine ſo reiche und mannigfach reizbare Seele beſitzen, daß er wenigſtens alles auf eine gewiſſe Weiſe verſtände und ſich nahe fühlte, um dann zu ſondern und zu trennen.

Wie es in der Religion iſt, ſo iſt es auch in allen hohen und übermenſchlichen Dingen, ja man könnte ſagen, daß alles Große und Höchſtvortreffliche Religion ſeyn müſſe. Das Göttliche iſt ſo beſchaffen, daß der Menſch es erſt glauben muß, ehe er es verſtehn kann; fängt er aber mit dem Verſtehn, das heißt, mit dem Beurtheilen an, ſo verwickelt er ſich nur in Labyrinthe, in

denen er thörichterweiſe ſein Herumirren für die wahre Art hält, weiſe zu ſeyn. Das Höchſte und Edelſte iſt auch ſo eingerichtet, daß das gewöhnliche Verſtehn, worauf ſich die meiſten ſo viel wiſſen, als etwas ganz Überflüſſiges anzuſehn iſt, denn indem Du es ganz und innigſt fühlſt, und in Dir ſelber aufbewahrſt, ſpürſt Du keinen Mangel, empfindeſt Du das Bedürfniß gar nicht, es mit den übrigen Dingen zu vergleichen, und es in ſeine gehörige Klaſſe zu verſetzen.

Aber Ihr meynt, alles ſey nur da, um Euer Urtheil daran zu ſchärfen, und ſeyd eitel genug, zu glauben, es gebe nichts Höheres oder nur Anderes, als die Kunſt oder handwerksmäßige Übung des Urtheilens. Ihr fühlt das Bedürfniß nicht, das Streben des reinen und poetiſchen Geiſtes, aus dem Streit der irrenden Gedanken in ein ſtilles, heiteres, ruhiges Land erlöſ't zu werden.

Ich habe mich immer nach dieſer Erlöſung geſehnt, und darum ziehe ich gern in das ſtille Land des Glaubens, in das eigentliche Gebiet der Kunſt. Die Art, wie man hier verſteht, iſt gänzlich von jener verſchieden: die ſchönſte Zufriedenheit entſpringt und beruhigt uns hier ohne Urtheil und Vernunftſchluß, nicht durch eine Reihe mühſam zuſammengehängter Beobachtungen und Bemerkungen gelangen wir dazu, ſondern es geſchieht auf eine Weiſe, die der Uneingeweihte, der Kunſtloſe niemals begreifen wird.

Es geſchieht hier, daß man Gedanken ohne jenen mühſamen Umweg der Worte denkt, hier iſt Gefühl, Phantaſie und Kraft des Denkens eins: der harmoniſche Einklang überraſcht uns zauberhaft, die Seele iſt im Kunſtwerke einheimiſch, das Kunſtwerk lebt und regiert ſich in unſerm Innern, wir ſind mit allem einverſtanden, eine gleiche Melodie

ſpielt unſer Geiſt mit des Künſtlers Seele, und es dünkt uns auf keine Weiſe nöthig, zu beweiſen und weitläuftige Reden darüber zu führen.

Dieſer innige Glaube kann auch der Überzeugung entbehren, denn das, was wir im Leben ſo nennen, iſt vielmehr als ein ſchwächerer Glaube, oder als ein nothdürftiger Erſatz des Glaubens anzuſehn. Überzeugung iſt die proſaiſche Demonſtration; Glaube der Genuß, das Verſtehn eines erhabenen Kunſtwerks: dieſes kann nie demonſtrirt, jene nie auf Kunſtweiſe empfangen werden.

Darum muß man ſich erſt unter den großen Geiſtern, die in der Kunſt gewaltet haben, demüthigen, ehe man ſie ganz empfinden und dann beurtheilen will.

Aus Mangel dieſer Demuth geſchieht es oft, daß das Vortreffliche verworfen wird,

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles was ſie will verſchönen.
Drum iſt ewig uns zugegen
Wenn Muſik mit Klängen ſpricht
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann ſich nicht bewegen
Leihet ſie den Othem nicht.

Ja, ich möchte noch mehr behaupten. Der Menſch iſt gewöhnlich ſo ſtolz darauf, daß es ihm vergönnt iſt, in Worte ein Syſtem zu faſſen und auszuſpinnen, daß er in der gewöhnlichen Sprache die Gedanken niederlegen kann, die ihm als die feinſten und kühnſten erſcheinen. Aber was iſt ſein höchſtes Beſtreben? Sein höchſter Triumph iſt das, ſich und ſeine ſelbſtgeſchaffenen Gedankenheere immer wieder von neuem zu beſiegen, und als ein Weſen da zu ſtehn, das

ſich durch keine äußere Gewalt, ja durch ſich ſelbſt keine Feſſeln anlegen läßt. Denn der größere Menſch fühlt es zu gut, wie auch ſeine innerſten Gedanken immer nur noch ein Organ ſind, wie ſeine Vernunft und ihre Schlüſſe immer noch unabhängig ſind von dem Weſen, das er ſelbſt iſt, und dem er in ſeinem hieſigen Leben nie ganz nahe kommen wird.

Iſt es nun nicht gleichgültig, ob er in Inſtrumententönen oder in ſogenannten Gedanken denkt? — Er kann in beyden nur handthieren und ſpielen, und die Muſik als dunklere und feinere Sprache wird ihm gewiß oft mehr als jene genügen.

Wenn die Ankerſtricke brechen,
Denen Du zu ſehr vertrauſt,
Oft Dein Glück auf ihnen bauſt,
Zornig nun die Wogen ſprechen, —
O ſo laß das Schiff den Wogen

Maſt und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe Dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt Du ſchön're Lande ſehn:
Sprache hat Dich nur betrogen,
Der Gedanke Dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn. —

IX.

Symphonien.

Ich höre nur zu oft von Leuten, die ſich für Kunſtfreunde halten, mit vielem Eifer von der Simplicität, von einem edlen, einfachen Style ſprechen, die zugleich, um ihrer Lehre treu zu bleiben, alles verfolgen, was ſie für bunt, grell oder grottesk halten. Ich halte dafür, daß alles neben einander beſtehn könne und müſſe, und daß nichts eine ſo engherzige Verläugnung der Kunſt und Hoheit iſt, als wenn man zu früh ſcharfe Linien und Gränzen zwiſchen den Gebieten der Kunſt zieht. Dieſe Verehrer theilen ein Land, das ihnen nicht gehört, ja in welchem die meiſten nicht einmal die Landesſprachen verſtehn.

So meynen einige, die Alten zu lieben,

wenn ſie alles, was von den Neuern herrührt, verfolgen; andre wollen nur die Italiener loben, und alle Kunſt und allen Sinn dafür den übrigen Völkern abſprechen. Ich will damit nicht alle Unterſchiede aufgehoben wiſſen, nur ſollte jeder, der darüber ſprechen will, auch eine ſo reiche und mannigfach reizbare Seele beſitzen, daß er wenigſtens alles auf eine gewiſſe Weiſe verſtände und ſich nahe fühlte, um dann zu ſondern und zu trennen.

Wie es in der Religion iſt, ſo iſt es auch in allen hohen und übermenſchlichen Dingen, ja man könnte ſagen, daß alles Große und Höchſtvortreffliche Religion ſeyn müſſe. Das Göttliche iſt ſo beſchaffen, daß der Menſch es erſt glauben muß, ehe er es verſtehn kann; fängt er aber mit dem Verſtehn, das heißt, mit dem Beurtheilen an, ſo verwickelt er ſich nur in Labyrinthe, in

denen er thörichterweiſe ſein Herumirren für die wahre Art hält, weiſe zu ſeyn. Das Höchſte und Edelſte iſt auch ſo eingerichtet, daß das gewöhnliche Verſtehn, worauf ſich die meiſten ſo viel wiſſen, als etwas ganz Überflüſſiges anzuſehn iſt, denn indem Du es ganz und innigſt fühlſt, und in Dir ſelber aufbewahrſt, ſpürſt Du keinen Mangel, empfindeſt Du das Bedürfniß gar nicht, es mit den übrigen Dingen zu vergleichen, und es in ſeine gehörige Klaſſe zu verſetzen.

Aber Ihr meynt, alles ſey nur da, um Euer Urtheil daran zu ſchärfen, und ſeyd eitel genug, zu glauben, es gebe nichts Höheres oder nur Anderes, als die Kunſt oder handwerksmäßige Übung des Urtheilens. Ihr fühlt das Bedürfniß nicht, das Streben des reinen und poetiſchen Geiſtes, aus dem Streit der irrenden Gedanken in ein ſtilles, heiteres, ruhiges Land erlöſ't zu werden.

Ich habe mich immer nach dieſer Erlöſung geſehnt, und darum ziehe ich gern in das ſtille Land des Glaubens, in das eigentliche Gebiet der Kunſt. Die Art, wie man hier verſteht, iſt gänzlich von jener verſchieden: die ſchönſte Zufriedenheit entſpringt und beruhigt uns hier ohne Urtheil und Vernunftſchluß, nicht durch eine Reihe mühſam zuſammengehängter Beobachtungen und Bemerkungen gelangen wir dazu, ſondern es geſchieht auf eine Weiſe, die der Uneingeweihte, der Kunſtloſe niemals begreifen wird.

Es geſchieht hier, daß man Gedanken ohne jenen mühſamen Umweg der Worte denkt, hier iſt Gefühl, Phantaſie und Kraft des Denkens eins: der harmoniſche Einklang überraſcht uns zauberhaft, die Seele iſt im Kunſtwerke einheimiſch, das Kunſtwerk lebt und regiert ſich in unſerm Innern, wir ſind mit allem einverſtanden, eine gleiche Melodie

ſpielt unſer Geiſt mit des Künſtlers Seele, und es dünkt uns auf keine Weiſe nöthig, zu beweiſen und weitläuftige Reden darüber zu führen.

Dieſer innige Glaube kann auch der Überzeugung entbehren, denn das, was wir im Leben ſo nennen, iſt vielmehr als ein ſchwächerer Glaube, oder als ein nothdürftiger Erſatz des Glaubens anzuſehn. Überzeugung iſt die proſaiſche Demonſtration; Glaube der Genuß, das Verſtehn eines erhabenen Kunſtwerks: dieſes kann nie demonſtrirt, jene nie auf Kunſtweiſe empfangen werden.

Darum muß man ſich erſt unter den großen Geiſtern, die in der Kunſt gewaltet haben, demüthigen, ehe man ſie ganz empfinden und dann beurtheilen will.

Aus Mangel dieſer Demuth geſchieht es oft, daß das Vortreffliche verworfen wird,

weil die Menſchen oft ohne Noth überzeugt ſind, weil ſie wiſſen, wie weit ſich die Gränzen der Kunſt erſtrecken. Weil ſich die Werke der unkünſtleriſchen Künſtler demonſtriren laſſen, ſo geſchieht es aus mißverſtandener Gutmüthigkeit und gutem Willen, daß viele, ja die meiſten, ſie gern für Kunſtwerke anſehn; vollends da ſie nun hier ihrer Urtheilskraft vollen Spielraum geben können, was bleibt ihnen nun noch zu wünſchen übrig?

Ich habe dieſe Gedanken, die mir immer gegenwärtig ſind, hier ausgedrückt, weil es nicht ſelten iſt, daß auch in der Muſik, die doch die dunkelſte von allen Künſten iſt, dergleichen Vorurtheile oder Unurtheile gefällt werden. Denn die Tonkunſt iſt gewiß das letzte Geheimniß des Glaubens, die Myſtik, die durchaus geoffenbarte Religion. Mir iſt es oft, als wäre ſie immer noch im Ent-

ſtehn, und als dürften ſich ihre Meiſter mit keinen andern meſſen. Doch bin ich nie Willens geweſen, dieſe meine Meynung andern Gemüthern aufzudrängen. Aber es wird vielleicht nicht undienlich ſeyn, über einzelne Theile oder Werke dieſer Kunſt etwas Dreiſtes oder Anſtößiges zu behaupten, weil nur auf dieſen Wegen von jeher etwas geſchehen iſt.

Wenn unſer Auge im vollen Sommer einen blühenden Roſenbuſch erblickt, ſo können wir darüber eine unnennbare Freude empfinden. Die rothen Kinder, die ſich von allen Seiten herausdrängen, und Knospen und entfaltete Blumen durch einander, die von allen Seiten aus den Zweigen in die freye warme Luft hinausſtreben, die der Sonnenſchein küßt: — wer vergißt in dieſer vollen Blumenherrlichkeit nicht die einzelne Lilie, das verborgene Veilchen? —

So blüht in jeder Kunst eine volle, üppige Pracht, in der alle Lebensfülle, alle einzelnen Empfindungen sich vereinigen und nach allen Seiten streben und drängen, und ein vereinigtes Leben mit bunten Farben, mit verschiedenen Klängen darstellen. Nichts scheint mir in der Musik so diese Stelle auszufüllen, als die großen, aus mannichfachen Elementen zusammengesetzten Symphonien.

Die Musik, so wie wir sie besitzen, ist offenbar die jüngste von allen Künsten; sie hat noch die wenigsten Erfahrungen an sich gemacht, sie hat noch keine wirklich klassische Periode erlebt. Die großen Meister haben einzelne Theile des Gebietes angebaut, aber keiner hat das Ganze umfaßt, auch nicht zu einerley Zeit haben mehrere Künstler ein vollendetes Ganzes in ihren Werken dargestellt. Vorzüglich scheint mir die Vokal- und Instrumentalmusik noch nicht

genug

genug geſondert, und jede auf ihrem eignen Boden zu wandeln, man betrachtet ſie noch zu ſehr als ein verbundenes Weſen, und daher kömmt es auch, daß die Muſik ſelbſt oft nur als Ergänzung der Poeſie betrachtet wird.

Die reine Vokalmuſik ſollte wohl ohne alle Begleitung der Inſtrumente ſich in ihrer eignen Kraft bewegen, in ihrem eigenthümlichen Elemente athmen: ſo wie die Inſtrumentalmuſik ihren eignen Weg geht, und ſich um keinen Text, um keine untergelegte Poeſie kümmert, für ſich ſelbſt dichtet, und ſich ſelber poetiſch kommentirt. Beyde Arten können rein und abgeſondert für ſich beſtehn.

Wenn ſie aber vereinigt ſind, wenn Geſang, wie ein Schiff auf Wogen, von den Inſtrumenten getragen und gehoben wird, ſo muß der Tonkünſtler ſchon in ſeinem Ge-

biete ſehr mächtig ſeyn, er muß mit feſter Kraft in ſeinem Reiche herrſchen, wenn es ihm nicht begegnen ſoll, daß er entweder aus hergebrachter Gewohnheit, oder ſelber unwillkührlich eine von dieſen Künſten der andern unterordnet. In den theatraliſchen Produkten tritt dieſer Fall nur zu häufig ein: bald werden wir gewahr, wie alle Mannichfaltigkeit der Inſtrumente nur dazu dient, einen Gedanken des Dichters auszuführen, und den Sänger zu begleiten: bald aber Poeſie und Geſang unterdrückt wird, und der Componiſt ſich nur daran freut, auf ſeinen Inſtrumenten ſich in wunderbaren Wendungen hören zu laſſen.

Ich wende mich aber von der übrigen Kunſt weg, und will hier nur ausdrücklich von der Inſtrumentalmuſik ſprechen.

Man kann das menſchliche Organ der Sprache und des Tons auch als ein Inſtru-

ment betrachten, in welchem die Töne des Schmerzes, der Freude, des Entzückens und aller Leidenſchaften nur einzelne Anklänge ſind, die Haupt- und Grundtöne, auf denen alles, was dies Inſtrument hervorbringen kann, beruht. Strenge genommen, ſind dieſe Töne nur abgeriſſene Ausrufungen, oder fortgehende Klänge der ſtrömenden Klage, der mäßigen Freude. Glaubt man, daß alle menſchliche Muſik nur Leidenſchaften andeuten und ausdrücken ſoll, ſo freut man ſich, je deutlicher und beſtimmter man dieſe Töne auf den lebloſen Inſtrumenten wiederfindet. Viele Künſtler haben ihre ganze Lebenszeit darauf verwandt, dieſe Deklamation zu erhöhen und zu verſchönern, den Ausdruck immer tiefer und gewaltſamer emporzuheben, und man hat ſie oft als die einzig wahren und großen Tonkünſtler gerühmt und verehrt.

Aus dieſer Gattung der Muſik haben ſich auch verſchiedene Regeln entwickelt, die jeder unbedingt annimmt, der gern für geſchmackvoll angeſehn ſeyn will. Man dringt darauf, alle Ausmahlungen, alle Verzierungen, alles, was dem edlen, einfachen Vortrage entgegenſteht, aus dieſer ächten Muſik zu verbannen.

Ich will dergleichen hier nicht tadeln, und die eigentliche Vokalmuſik muß vielleicht ganz auf den Analogieen des menſchlichen Ausdrucks beruhen: ſie drückt dann die Menſchheit, mit allen ihren Wünſchen und Leidenſchaften, idealiſch aus, ſie iſt, mit einem Worte, Muſik, weil der edle Menſch ſelber ſchon in ſich alles muſikaliſch empfindet.

Dieſe Kunſt ſcheint mir aber bey allem dieſem immer nur eine bedingte Kunſt zu ſeyn; ſie iſt und bleibt erhöhte Deklamation und Rede, jede menſchliche Sprache, jeder

Ausdruck der Empfindung sollte Musik in einem mindern Grade seyn.

In der Instrumentalmusik aber ist die Kunst unabhängig und frey, sie schreibt sich nur selbst ihre Gesetze vor, sie phantasirt spielend und ohne Zweck, und doch erfüllt und erreicht sie den höchsten, sie folgt ganz ihren dunkeln Trieben, und drückt das Tiefste, das Wunderbarste mit ihren Tändeleyen aus. Die vollen Chöre, die vielstimmigen Sachen, die mit aller Kunst durch einander gearbeitet sind, sind der Triumph der Vokalmusik; der höchste Sieg, der schönste Preis der Instrumente sind die Symphonien.

Die einzelnen Sonaten, die künstlichen Trio's und Quartett's sind gleichsam die Schulübungen zu dieser Vollendung der Kunst. Der Componist hat hier ein unendliches Feld, seine Gewalt, seinen Tiefsinn zu zeigen; hier kann er die hohe poetische

Sprache reden, die das Wunderbarſte in uns enthüllt, und alle Tiefen aufdeckt, hier kann er die größten, die grotteskeſten Bilder erwecken und ihre verſchloſſene Grotte öffnen, Freude und Schmerz, Wonne und Wehmuth gehn hier neben einander, dazwiſchen die ſeltſamſten Ahndungen, Glanz und Funkeln zwiſchen den Gruppen, und alles jagt und verfolgt ſich und kehrt zurück, und die horchende Seele jauchzt in dieſer vollen Herrlichkeit.

Dieſe Symphonien können ein ſo buntes, mannigfaltiges, verworrenes und ſchön entwickeltes Drama darſtellen, wie es uns der Dichter nimmermehr geben kann; denn ſie enthüllen in räthſelhafter Sprache das Räthſelhafteſte, ſie hängen von keinen Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit ab, ſie brauchen ſich an keine Geſchichte und an keine Charakter zu ſchließen, ſie bleiben in ihrer rein-

poetiſchen Welt. Dadurch vermeiden ſie alle Mittel, uns hinzureißen, uns zu entzücken, die Sache iſt vom Anfange bis zu Ende ihr Gegenſtand: der Zweck ſelbſt iſt in jedem Momente gegenwärtig, und beginnt und endigt das Kunſtwerk.

Und dennoch ſchwimmen in den Tönen oft ſo individuell-anſchauliche Bilder, ſo daß uns dieſe Kunſt, möcht' ich ſagen, durch Auge und Ohr zu gleicher Zeit gefangen nimmt. Oft ſiehſt Du Syrenen auf dem holden Meeresſpiegel ſchwimmen, die mit den ſüßeſten Tönen zu Dir hinſingen; dann wandelſt Du wieder durch einen ſchönen, ſonnglänzenden Wald, durch dunkle Grotten, die mit abenteuerlichen Bildern ausgeſchmückt ſind; unterirrdiſche Gewäſſer klingen in Dein Ohr, ſeltſame Lichter gehn an Dir vorüber.

Ich erinnere mich noch keines ſolchen

Genuſſes, als den mir die Muſik neulich auf einer Reiſe gewährte. Ich ging in das Schauſpiel, und Macbeth ſollte gegeben werden. Ein berühmter Tonkünſtler hatte zu dieſem herrlichen Trauerſpiele eine eigne Symphonie gedichtet, die mich ſo entzückte und berauſchte, daß ich die großen Eindrücke aus meinem Gemüthe immer noch nicht entfernen kann. Ich kann nicht beſchreiben, wie wunderbar allegoriſch dieſes große Tonſtück mir ſchien, und doch voll höchſt individueller Bilder, wie denn die wahre, höchſte Allegorie wohl wieder eben durch ſich ſelbſt die kalte Allgemeinheit verliert, die wir nur bey den Dichtern antreffen, die ihrer Kunſt nicht gewachſen ſind. Ich ſah in der Muſik die trübe nebelichte Haide, in der ſich im Dämmerlichte verworrene Hexenzirkel durch einander ſchlingen und die Wolken immer dichter und giftiger zur Erde herniederziehn.

Entsetzliche Stimmen rufen und drohn durch die Einsamkeit, und wie Gespenster zittert es durch all' die Verworrenheit hindurch, eine lachende, gräßliche Schadenfreude zeigt sich in der Ferne. — Die Gestalten gewinnen bestimmtere Umrisse, furchtbare Bildungen schreiten bedeutungsvoll über die Haide herüber, der Nebel trennt sich. Nun sieht das Auge einen entsetzlichen Unhold, der in seiner schwarzen Höhle liegt, mit starken Ketten festgebunden; er strebt mit aller Gewalt, mit der Anstrengung aller Kräfte sich loszureißen, aber immer wird er noch zurückgehalten: um ihn her beginnt der magische Tanz aller Gespenster, aller Larven. Wie eine weinende Wehmuth steht es zitternd in der Ferne, und wünscht, daß die Ketten den Gräßlichen zurückhielten, daß sie nicht brechen möchten. Aber lauter und furchtbar lauter wird das Getümmel, und mit einem

erſchreckenden Aufſchrey, mit der innerſten Wuth bricht das Ungeheuer los, und ſtürzt mit wildem Sprunge in die Larven hinein, Jammergeſchrey und Frohlocken durch einander. Der Sieg iſt entſchieden, die Hölle triumphirt. Die Verwirrung verwirrt ſich nun erſt am gräßlichſten durch einander, alles flieht geängſtigt und kehrt zurück: der Triumphgeſang der Verdammlichen beſchließt das Kunſtwerk.

Viele Scenen des Stücks waren mir nach dieſer großen Erſcheinung trüb' und leer, denn das Schrecklichſte und Schauerhafteſte war ſchon vorher größer und poetiſcher verkündigt. Ich dachte immer nur an die Muſik zurück, das Schauſpiel drückte meinen Geiſt und ſtörte meine Erinnerungen, denn mit dem Schluſſe dieſer Symphonie war es für mich völlig geſchloſſen. Ich weiß keinen Meiſter und kein Tonſtück,

das dieſe Wirkung auf mich hervorgebracht hätte, in dem ich ſo das raſtloſe, immer wüthigere Treiben aller Seelenkräfte wahrgenommen hätte, dieſen fürchterlichen, ſchwindel-erregenden Umſchwung aller muſikaliſchen Pulſe. Das Schauſpiel hätte mit dieſem großen Kunſtwerke ſchließen ſollen, und man könnte nichts Höheres in der Phantaſie erſinnen und wünſchen; dann war dieſe Symphonie die poetiſchere Wiederholung des Stücks, die kühnſte Darſtellung eines verlohrnen, bejammernswürdigen Menſchenlebens, das von allen Unholden [illegible]ermt und beſiegt wird.

Es ſcheint mir überhaupt eine Herabwürdigung der Symphonieſtücke zu ſeyn, daß man ſie als Einleitungen zu Opern oder Schauſpielen gebraucht, und der Name Ouvertüre daher auch als gleichbedeutend angenommen iſt. Man ſollte faſt glauben,

daß jene unbedeutendern Componiſten darin eigentlich am richtigſten gefühlt hätten, daß ſie ihre Ouvertüre nur aus den verſchiedenen Melodien beſtehen laſſen, die ſie in der Oper ſelbſt wieder vorbringen und hier nur loſe verknüpfen. Denn bey andern geſchieht es nur gar zu oft, daß wir die höchſte Poeſie im voraus genießen.

Zu den gewöhnlichen Schauſpielen ſollte man nie beſondere Symphonien ſchreiben, denn wenn ſie nur einigermaßen paſſen ſollen, ſo wird die Tonkunſt dadurch von einer fremden Kunſt abhängig gemacht. Wozu überhaupt Muſik hier? Auf dem alten Engliſchen Theater hörte man nur einige Trompetenſtöße vorher, — man ſollte dies wieder einführen, oder wenigſtens die Muſik eben ſo unbedeutend ſeyn laſſen, als es die meiſten unſrer Schauſpiele ſind.

Schöner wäre es wohl, wenn unſere

großen Schauſpiele oder Opern mit einer kühnen Symphonie geſchloſſen würden. Hier könnte der Künſtler denn alles zuſammenfaſſen, ſeine ganze Kraft und Kunſt aufwenden. Dies hat auch unſer größter Dichter empfunden; wie ſchön, kühn und groß braucht er die Muſik als Erklärung, als Vollendung des Ganzen in ſeinem Egmont! Schon beginnt ſie in feinen, langſamen, klagenden Tönen, indem die Lampe erliſcht: ſie wird muthiger, geiſtiger und wunderbarer bey der Geiſtererſcheinung und dem Traume, — das Stück ſchließt, ein Marſch, der ſich ſchon ankündigte, fällt ein, der Vorhang fällt, und eine Siegsſymphonie beſchließt das erhabene Schauſpiel. — Dieſe Siegsſymphonie wäre für den wahren Tonkünſtler eine große Aufgabe; hier könnte er das Schauſpiel kühn wiederholen, die Zukunft darſtellen, und den Dichter auf die würdigſte Art begleiten.

Beſchluß der Aufſätze Joſeph Berglingers.

Der Traum.

Eine Allegorie.

Durch dunkle Schatten lenkt' ich meine Schritte,
Es ging mein treuer Freund zur Seite mir,
Er hörte meine ängstlich inn'ge Bitte
Und weilte nur zu meinem Besten hier.
Da standen wir in einer Felsthals Mitte,
Von dräu'nden Klippen eingeschlossen schier:
Mit bangem Herzen hielt ich ihn umschlossen,
Mein Haupt verbarg ich, meine Augen flossen.

Wir zitterten dem ſcharfen nächt'gen Winde,
Verloren in der dunkeln Einſamkeit,
Die ſchwarzen Wolken jagten ſich geſchwinde,
Die Eule laut vom Felſen niederſchreit,
Nacht eng' um uns, wie eine dunkle Binde,
Ein Waſſerſturz, der tobend ſchäumt und dräut:
Ach! ſeufzt' ich, will kein Sternchen niederblicken,
Mit ſchwachem Flimmerſchein uns zu beglücken?

Wie ſtrebten wir mit Blicken durch die Schatten,
Ein Sternchen, nur ein Lichtlein zu erſpähn!
Wir ſtanden ſinnend, wie zu dieſen Matten
Der Gang in tiefer dunkler Nacht geſchehn,
Doch, wenn wir plötzlich die Erinn'rung hatten,
Entflog ſie wieder in des Sturmes Wehn;
Wir waren ganz uns ſelber hingegeben
Und neben uns gedieh kein ander Leben.

Ach! da begann ein zärtlich Wechselstreiten,
Denn jeder will dem andern tröstlich seyn,
Die Liebe soll in diesen Dunkelheiten
Entzünden einen fröhlich-süßen Schein,
Er rief: ich will, mein trauter Freund, Dich leiten,
Geh kummerfrey mit mir das Bündniß ein,
Mag uns das Dunkel dunkler noch umfließen,
Es glänzt, wenn wir uns brüderlich umschließen.

Da kämpften wir, mit Blicken uns zu finden,
Zu schenken uns der Augen holden Gruß,
Und Aug' an Auge liebend festzubinden,
Die Freundschaft soll ertödten den Verdruß,
Doch, nimmer will das Dunkel sich entzünden,
Wir trösten uns durch einen Wechselkuß,
Und jeder, von dem andern festgehalten,
Ergiebt sich gern den feindlichen Gewalten.

Doch

Doch iſt es wohl ein Blendniß unſrer Sinnen?
Ein Sternchen liegt zu unſern Füßen da,
Wir können noch den Glauben nicht gewinnen,
So deutlich ihn auch ſchon das Auge ſah.
Wir ſehen kleine blaue Strahlen rinnen,
Die Gräſer, die dem ſchwachen Schimmer nah
Erleuchten nun mit ihrer zarten Grüne,
Daß wunderhell das kleine Plätzchen ſchiene.

Und wie wir noch das Wunder nicht begreifen,
Erſchimmert heller der verlorne Stern,
Wir ſahen deutlich buntgefärbte Streifen,
Und hafteten auf dieſem Anblick gern:
Doch kleine Punkte hin und wieder ſchweifen,
Und zittern eilig hier und fern und fern,
Und aus dem räthſelhaften Wunderglanze
Erzeugt ſich plötzlich eine ſchöne Pflanze.

Zwar schien sie herrlich nur in unsern Blicken,
Sie schwankt und glänzt wie wenn die Distel blüht,
Kein ander Auge würde sich entzücken,
Da uns die unbekannte Sehnsucht zieht;
Wir wollen schon die hohe Blume pflükken,
An unser Herz zu heften sie bemüht.
Sie tröstet unbegreiflich uns im Leiden,
Sie ist der Inhalt aller unsrer Freuden.

Und keiner von uns denkt darauf, zu fragen,
Was für ein Glück in dieser Blume ruht,
Vergessen sind schon alle vor'gen Klagen,
Wir fühlen neuen, kühnen Lebensmuth.
Für mich will er nun alles Unheil tragen,
Ich gönne ihm das schönste Lebensgut.
Wir beugen uns, da klingt es aus der Ferne
Entzückend schön, wie ein Gesang der Sterne.

Ein neues Staunen hält den Sinn gefangen,
Indem die Melodie nun lauter klingt,
Im Buſen zittert mächtiges Verlangen,
Das wie zum Horchen ſo zur Freude zwingt.
Die Töne ſich ſo wunderſamlich ſchwangen,
Und jeder Klang uns Freundesgrüße bringt,
Und zärtlich wird von allen uns geheißen
Daß wir die Pflanze nicht dem Fels entreißen.

Mit Scheu und Liebe ſtehn wir vor der Blume,
Des Buſens Wonne regt ſich ſanft und mild,
Wir fühlen uns ſo wie im Heiligthume,
Die vor'ge Liebe dünkt uns rauh und wild.
Wir ſchätzen es zu unſerm ſchönſten Ruhme,
Zu lieben, nicht zu rauben jenes Bild:
Verehrung zieht uns auf die Kniee nieder,
Die erſte Liebe kehrt verſchönert wieder.

Jetzt war für uns die Einsamkeit voll Leben,
Wir sehnten uns nur zu der Blume hin,
Ein freudenvolles, geisterreiches Weben
Durchläuterte den innerlichsten Sinn;
Wir fühlten schon ein unerklärbar Streben,
Nur nach dem Edelsten und Schönsten hin,
Die Wonne wollte fast das Herz bezwingen,
Wir hörten Staud' und Baum und Fels erklingen.

Wie wenn uns zarte Geister Antwort riefen
So tönt die Stimme hold und wundersam,
Aus allen dunkeln unterirrd'schen Tiefen
Uns Liebesdrang und Gruß entgegenkam,
Die Geister, die noch todt in Felsen schliefen
Erstehn, sich jeder Lebensregung nahm:
Wir waren rund vom zärtlichsten Verlangen,
Von Liebesgegenwart ganz eng' umfangen.

Wie kann die Blume solchen Zauber hegen?
Sprach ich, indem ich mich zuerst besann.
Mag sie die Brust so kräftiglich erregen
Daß ich die Welt und mich vergessen kann?
Es klopft das Herz mit neugewalt'gen Schlägen,
Der Geist dringt zum Unendlichen hinan,
Wohl mir, mein Freund, daß ich mit Dir genieße,
Mit Dir zugleich das schönste Glück begrüße!

Doch jener war in Wonne neu geboren,
Er lächelte mit lichtem Freundesblick;
Doch Wort und Rede war für ihn verloren,
Sein hochverklärtes Antlitz sprach sein Glück,
Nur für das Seligste schien er erkoren,
Und fand zur alten Welt nicht mehr zurück,
Er schien in weit entfernte schöne Auen
Mit hoher Trunkenheit hineinzuschauen.

Und wie ich mich an meinem Freund erfreue,
Sein Glück mich mehr als selbst mein eignes rührt,
Erleuchtet über uns die schönste Bläue,
Die Wolken theilen sich, ein Windstoß führt
Sie abwärts, heller scheint des Himmels Freye;
Das holde Licht mit Tagesglanz regiert,
Die Blume schießt empor, die Blätter klingen;
Und Strahl und Funken aus dem Kelche springen.

Bald steht sie da und gleicht dem höchsten Baume
Die Blüthen, jedes Blatt entfaltet sich,
Und aus dem innren Haus, dem grünen Raume
Erstehen Engelsbilder seltsamlich,
Wir stehn und schaun dem süßen Wundertraume,
Ich frage ihn, sein Blick befraget mich,
Die Kinder haben Bogen in den Händen,
Die sie mit ziel'ndem Pfeile nach uns wenden.

Die Sehne wird mit leichter Kraft gezogen,
Der schöne Pfeil enteilet durch die Luft,
Befiedert kömmt er zu uns hingeflogen,
Er rauscht hinweg, verfliegt in ferner Kluft.
Auf's neue schon gespannt der Silberbogen,
Herüber weht ein süß-ätherscher Duft;
Wir stehen zweifelnd, und es ruft der Schöne:
Entsetzt Euch nicht, die Pfeile sind nur Töne!

Wir horchten nun wie sie herüberdrangen,
Wie jeder glänzend uns vorüberfuhr,
Wie dann die Luft, der Wald, das Feld erklangen,
Mit holder Stimme redte die Natur:
Da glühen rosenroth des Freundes Wangen,
Er spricht entzückt und thut entzückt den Schwur:
Mich ziehen fort die süß-melod'schen Wellen,
Ich will den Pfeilen mich entgegenstellen!

Da beut die Bruſt ſich trunken allen Tönen,
Er ſtrebt und ringt, zu künden ſein Gefühl,
Er blickt mit heiterm Lächeln nach den Schönen,
Sie freun ſich mehr und mehr an ihrem Spiel,
Sie wollen gern den Freund mit ſich verſöhnen,
Und machen ihn nur ämſiger zum Ziel,
Ein jeder will den andern übereilen,
Den Liebling ganz von ſeinem Gram zu heilen.

Da ſind ſie noch im vollen muntern Streiten,
Als ſich ein neuer Wunderanblick zeigt,
Vom Wipfel ſeh' ich Bilder niederſchreiten,
Ein Geiſterheer dem hohen Baum entſteigt,
Der edlen Menge, wie ſie abwärts gleiten,
Sich rauſchend Stamm und Aſt und Wipfel neigt,
Sie kommen her, ich fühl' mein Herze brennen,
Und irr' ich? alle glaub' ich jetzt zu kennen.

Und hinter ihnen wie sie weiter gehen,
Durch Himmel, Luft und auf der Erde hin,
Glaub' ich ein weißes helles Licht zu sehen,
Der Wiese Blumen glänzen schöner drinn.
Die Bäume nun wie größre Blumen stehen,
Und jeglich Wesen pranget im Gewinn,
Ist alles rund mit Poesie umgossen,
Von Lieb' und Wohllaut jedes Blatt umflossen.

Sie sind's, die hochberühmten Wundergeister,
Der Greis Homer der vorderste der Schaar,
Ihm folgen Rafael, und jener Meister,
Der immer Wonne meiner Seele war,
Der kühne Britte, sieh', er wandelt dreister
Vor allen her, ihm weicht die ganze Schaar, —
Sie breiteten ein schönes Licht, mit Wonne
Erscheint es weit und dunkelt selbst die Sonne.

Nun war Entzücken rund umher entsproſſen,
Wir wohnen unter ihm wie unter'm Zelt,
Vom Zauberſchein iſt alles weit umfloſſen,
Von ſüßen Tönen klingt die weite Welt,
Wohin wir gehn ſind Blumen aufgeſchoſſen,
Mit tauſend Farben prangt das grüne Feld.
Es ſingt die Schaar: Dies Glück müßt Ihr uns danken,
Doch nie muß Eure Liebe für uns wanken! —

Ich wachte nun aus meinem holden Schlummer,
Und um mich war der Glanz, das ſüße Licht:
Doch ach! o unerträglich herber Kummer,
Den vielgeliebten Freund, ihn fand ich nicht,
Ich ſuchte wieder den entflohnen Schlummer,
Das liebe wundervolle Traumgeſicht,
Die Künſtler waren noch mit Freundſchaft nahe,
Doch ach! daß ihn mein Auge nicht mehr ſahe!

Und soll ich nun noch gern im Leben weilen,
So bleibe Du, den ich noch eh' gekannt,
Mit dem so Lust als tiefen Schmerz zu theilen
Das Schicksal schon als Knaben mich verband;
O bleib, und laß uns Hand in Hand durcheilen
Der vielgeliebten Kunst geweihtes Land,
Ich würde ohne Dich den Muth verlieren,
So Kunst als Leben weiter fortzuführen.